Jacob von Molay.

Dritter Theil:

König Philipp.

Neuigkeiten 1838.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Frauenloos.

In vier Erzählungen.

Aus dem Französischen des E. Souvestre

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 1838. eleg. geh. 2 Rthlr. 8 gr.

E. Souvestre gehört unstreitig zu den beliebtesten Schriftstellern Frankreichs, seine Romane zeichnen sich durch ergreifende Schilderungen, treffliche Bilder und eine schöne Sprache vortheilhaft aus.

So eben ist die zweite Novelle von Herrn Pastor Biernatzki erschienen, und führt den Titel:

Die Hallig

oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee.

Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie, im Modekleide der Novelle,

von

J. C. Biernatzki.

8. geh. 2 Rthlr.

Herr Pastor Biernatzki hat auf der mit Geist und großem Talent betretenen Bahn vielfache Anerkennung und Aufmunterung gefunden, die günstigsten Beurtheilungen liegen bereits dem Publicum vor.

Jacob von Molay

der letzte Templer.

Historischer Roman

von

F. Th. Wangenheim.

In drei Theilen.

Dritter Theil:

König Philipp.

Altona,
Verlag von Joh. Fr. Hammerich.
1838.

Erstes Kapitel.

Niemals war des Königs Zeit so knapp eingetheilt gewesen, als jetzt, da er mit dem Papste nicht ganz einig werden konnte. Boten flogen hin und wieder, doch keiner von ihnen brachte den endlichen Beschluß des hartbedrängten Oberpriesters, dessen Residenz in Frankreich einer Gefangenschaft glich. Es mußte etwas Großes, Unerhörtes sein, an dessen willkürlicher Ausführung König Philipp stutzte. Wenn man allen Gerüchten in Paris Glauben schenken wollte, so war es auch in der That etwas Unerhörtes, denn König Philipp sollte bei'm Papste, und zwar durch Wil-

helm von Paris, eine Klage gegen die Tempelherren haben anbringen lassen, und der Antrag sollte dahin lauten, diesen ganzen berühmten Orden auszurotten; ja, man wußte sogar in Paris den Inhalt der päpstlichen Briefe, welche der König erhielt, obgleich sie schwerlich in andere Hände gelangten als in die des Herrn und seines geheimen Rathes. Bei solchen Umständen war es leicht zu erwarten, daß Jacob von Molay alle Mittel ergreifen mußte, um sich und den Orden vor dem Superior zu entschuldigen. Er war selbst nach Troyes gereist, forderte Aufschluß von dem Papste; doch der forderte des Großmeisters Gutachten über die Verbindung der drei kriegerischen Orden — und nichts weiter. Jetzt entspann sich in des Großmeisters Kopfe ein ganz besonderer Gedanke, und der Großmeister wie er ihn weiter und immer weiter dachte, fühlte sich beruhigt in dem Gedanken: „Der Cardinal von Ostia hatte also Wahrheit gesprochen. Drei Orden werden das gelobte Land erobern; die weltlichen Ritter stehen zurück gegen uns. Das mag freilich zur Eifersucht spornen. König Philipp, der beste Sohn der Kirche, ausgeschlossen von einem solchen Unternehmen, ein

ehrgeiziger Herr – freilich, freilich, muß das ihn am meisten kränken. — Darum also die vielen Boten von dem Papst und an den Papst! Das Volk ist thöricht, um etwas Anderes darunter zu vermuthen, und der Neid des Volkes hat so erbärmliche Dinge gegen uns erfunden" —

Da aber fiel dem Großmeister der Name Wilhelm von Nogareto ein, der Waffenschmied, der Prior von Montfaucon und Noffo Dei; und wie er sich auch zu beruhigen strebte, es wollte ihm nicht gelingen. Selbst des Dauphins und Montroyals unüberlegtes Verfahren war, wie leicht zu begreifen, dem Könige zu Ohren gekommen. Seine Diener hatten nicht ermangelt, den Hergang mit den grellsten Farben auszuschmücken. Bei einem seiner Besuche am Hofe hatte sich der König bitter über diesen Gegenstand ausgelassen, und der Großmeister hatte Mühe, sich darüber zu entschuldigen. Philipp ging bei dieser Gelegenheit von seiner gewöhnlichen Art und Weise, wie er Beleidigungen vergalt, ab; er verständigte sich ganz und gar mit dem Großmeister, sprach davon, wie es sehr leicht möglich wäre, daß in dem freudeerfüllten Paris Dieser oder Jener irgend einmal

uas dem Geleise träte, daß die nächtlichen Wanderungen so jungen Kriegsmännern nicht zu verdenken wären; daß alle Regeln des Ordens wohl einigermaaßen gemildert werden dürften und daß vielleicht ein Becher Wein die beiden Herren zur Unbedachtsamkeit verleitet haben könnte. Ueberraschender noch als des Königs Sanftmuth, kam dem Großmeister ein zufälliger Vorschlag des Königs. „Ihr wißt" — sprach Philipp, — „wie ich Euch hochschätze. Der Bube, den Ihr mir über die Taufe gehoben, wird kräftiger und stärker als die übrigen. Ich mag das; ein Mann muß mannhaft sein: Geist und Körper müssen da im Zusammenklange stehen und schon der Anblick soll ihn zum Fürsten der Schöpfung stempeln. D'rum, lieber Vetter, 'hab' ich mir so Eines ausgedacht und ich bin überzeugt, Ihr haltet es nicht ganz ohne. Seht her! der Papst will, wie ich höre, auf's Neue das Kreuz predigen. Das ist ganz gut! Die drei kriegerischen Orden aber werden mit einander um den Vorzug buhlen; die vom Hospital werden denen vom Tempel die Anwartschaft auf den Thron von Jerusalem streitig machen, und wenn auch die deutschen Ritter, was

ich gar sehr bezweifle, sich still genügsam, zurückgezogen halten, so dürfte es doch leicht zwischen den beiden bedeutendsten Orden wieder zur blutigen Fehde kommen, wie ich das mehr als einmal schon erlebte. Da, lieber Vetter, habe ich nun einen Ausweg gefunden, meine ich — Was thut der Name zur Sache? streben wir doch Alle für die Glorie des Kreuzes; und mögen wir so oder so heißen: wir bleiben Kämpfer Christi. Eine gewisse Hochachtung flößt schon die Geburt eines Königskindes ein; Verehrung gebietet schon die Majestät, welche von Gottes Hand über einen Menschen ausgestreut wurde, und der übermüthigste Stolz beugt sich vor der königlichen Hoheit — Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, lieber Vetter?"

„Majestät" — versetzte Jacob von Molay, — „was Ihr da zu behaupten geliebet, das mag wohl von allen Menschen gelten, die sich irgend einem weltlichen Fürsten unterthan fühlen; doch von den Tempelherren, die nur den Papst" —

„Nicht weiter, lieber Vetter!" — unterbrach ihn hastig der König. — „Die Privilegien, welche Päpste gegeben, können Päpste nehmen!"

Jacob von Molay lächelte; er sah den König so treuherzig dabei an, daß dieser den Blick nicht ertragen konnte, und mit einer raschen Wendung wieder zu dem Hauptgegenstand gelangte. Doch die Wallung war nicht zu verkennen, als Jacob von Molay sich auf die alleinige Oberherrschaft des Papstes berief.

„Das beiseit!" — lenkte der König wieder ein. „Ich, der Kirche bester Sohn, werde gewiß dem Orden nicht in den Weg treten; doch Frankreichs Ehre und Ruhm zu erhöhen, möchte ich wohl alle Ritter dieses Welttheils einem Herrn gehorsam machen, in dessen Adern französisches Blut rollt. Möge der Name schwinden, wenn nur die Sache bleibt, und dreimal Heil dem französischen Throne, wenn sein Sprosse das Haupt eines alleinigen Ordens ist, der alle christlichen Ritter in sich begreift — ein königlicher Orden muß es sein! Das wird der unwandelbare Pfeiler, auf dem die Christenheit ruhen kann; die kühne Stirn, gegen heidnisches Unternehmen und Unterfangen, die ruhigthronende Sicherheit des Kreuzes, die gottgefälligste That, das herrlichste Beschließen in meinem ganzen Leben!"

„Wie plötzlich, wie weit ab schweifte König Philipp in diesem Augenblick! Und wie auch Jacob von Molay wohl bewandert war in der Rede, so fehlten ihm in diesem Augenblick doch die Worte. Stand nicht Philipps Plan seinem Hoffen gerade gegenüber? Wo blieb die Hoffnung für ihn, wenn ein königlicher Prinz an die Spitze der Ritterschaft gesetzt wurde? Des Menschen Herz ist ein unerschöpflicher Born; nicht möglich ist es, völlig es zu ergründen. Und wer möchte dem Großmeister Jacob von Molay verdenken, wenn er, nach Allem was ihm in Paris nun vorgekommen, nicht mehr so gerade und offenherzig seine Gedanken kund gab, als dieses ehemals stets bei ihm der Fall gewesen? Nach langem Ueberlegen, während des Königs Blick erwartungsvoll an seinem Munde gehangen, fragte er, ob auch Seine Heiligkeit der Papst mit der Absicht des Königs einverstanden wäre.

„Lieber Vetter" — versetzte Philipp, — „der heilige Vater zu Rom hat etwas Anderes zu bedeuten als der heilige Vater zu Avignon! Und Gott gedankt, daß ich Herr in Frankreich bin! Daß meine Befehle gelten und nicht die seinen!

Villaret hat das sogleich erkannt und deshalb ist er nicht herüber gekommen von Cypern — was soll mir Villaret? Gesund ist er, das weiß ich! Doch er schrieb dem heiligen Vater, seine Gesundheitsumstände erlaubten es nicht, die Reise über das Meer zu machen" —

„Königlicher Herr" — unterbrach ihn der Großmeister, „wisset Ihr vielleicht, warum die Mahnung an Villaret nicht so dringend war als wie an mich? Warum wurde mir die Ehre eines päpstlichen Legaten und nicht ihm?"

„Lieber Vetter" — war des Königs schmeichelhafte Antwort, — „könnet Ihr Euch das nicht selbst erklären? Seit lange schon, seit lange, sage ich, sind die Ritter vom Tempel des Papstes rechte Hand, und bei der Jungfrau, die wir verehren, dergleichen gute Stütze zu bewahren, steht dem Papst wohl an!"

Unmerklich war der schmeichelnde Ton des Königs in Bitterkeit übergegangen. Der Großmeister merkte es wohl; doch behielt er Fassung und fragte, scheinbar ruhig: „Weiß Eure Majestät nichts von der Sendung an Villaret?"

„Doch, doch! — He, Bourdon!“ — rief der König nach der Thür. — „Bring' mir das Schreiben Seiner Heiligkeit an den Großmeister der Hospitaliter.“

Der Diener vollzog den Befehl auf das Schleunigste, und der König reichte das Schreiben dem Großmeister, welcher es aufmerksam und halblaut las: *)

Die Könige von Cypern und Armenien bitten inständigst, daß Wir ihnen zu Hülfe eilen. Wir haben Uns daher entschlossen, mit Euch und dem Großmeister des Tempelherrenordens darüber zu verhandeln. Da Ihr, in Rücksicht auf einen neuen Kreuzzug, Uns am besten rathen könnet, weil Ihr, eines Theils, die beste Kenntniß des Landes habt, auch am ersten über die Ausführung des Unternehmens berichten könnet; andern Theils, Niemand mehr als Ihr nach der römischen Kirche bei dem Erfolg betheiligt ist: Wir verordnen daher, daß Ihr

*) Vertot histoire des chevaliers de Malthe, II. Bd. Pag. 59.

Euch bereit haltet, so geheim als möglich, hierher zu gelangen, mit möglichst kleinem Gefolge. Diesseit des Meeres werdet Ihr eine große Anzahl Eurer Ritter finden, welche Euch begleiten. Sorget aber, auf Cypern einen tüchtigen Befehlshaber zu lassen und wackere Ritter, um Eure Residenz vertheidigen zu können. Da Eure Abwesenheit nicht lange dauern wird, so wird sie keinen Einfluß auf die Geschäfte des Ordens haben; indessen möget Ihr doch nicht unterlassen, einige Ritter, die Weisheit und Eifer genug besitzen, Uns treu zu rathen, mit zu bringen.

Bourdeaux, den 6. Juni 13**.

„Sonderbar! Sonderbar!" — äußerte er dann kopfschüttelnd. — „Mich will man mit meinem glänzendsten Gefolge, mit meinen besten Komthuren; und Villaret so geheim, als möglich, mit weniger Begleitung! Eure Majestät möge mir nicht verargen, wenn ich bei dem Papste selbst mich nach der Ursache zu diesem sonderbaren Benehmen erkundige? Ueberhaupt erscheint mir Alles, was in neuester Zeit von Seiten des neuen Papstes mit

dem Orden vorgenommen, nicht so ganz — ehrlich — wenn ich es sagen soll, und wie Eure Majestät das Heil Eurer Unterthanen im Auge haben müsse, so obliegt mir die Pflicht für des Ordens Glieder."

„Vergesset nicht, Großmeister der Tempelherren" — bemerkte Philipp mit dem Stolz, den unbeschränkte Macht erzeugt, — „vergesset nicht, daß die Tempelherren in meinem Reich meine Unterthanen sind! Wenn ich also für das Heil der Meinigen Sorge trage, so sind die Ritter vom Tempel nicht davon ausgeschlossen. Väterlich muß ich ihr jetziges und künftiges Glück beabsichtigen, wie, wenn sie meine Kinder wären; die guten Kinder beloben, die bösen bestrafen — Und dann, mit kurzen Worten auch: ich kann's nicht tragen, daß in meinem eigenen Reich ein Anderer noch außer mir ein unbedingtes Wort zu sprechen hat, ein fürstlich Wort — die eigenen Söhne dürfen's nicht! vielweniger noch ein Anderer, der nicht vom königlichen Stamme!"

„Was ist Euch plötzlich, Majestät?!" — trat der Großmeister einen Schritt zurück. — „Was

entflammet Euren Zorn? Gelten Eure Worte mir? So muß der Erdenlauf sich geändert haben; denn der beste Sohn der Kirche kann unmöglich die Privilegien des besten Ordens gar zu ausgedehnt finden. Majestät!" — trat der Meister dem Könige wieder näher, — „ich bin nicht gewohnt, mein wahres Empfinden zu verbergen; bin nicht gewohnt, einem Könige gegenüber, eingeschüchtert dazustehen; Fürstenrang ist die Hülle, die mich, wie Euch, umgiebt! Und — laßt es mich sagen: es tagt furchtbar in meiner Seele — bei uns'rer lieben Frau, die wir verehren! ich habe niemals gebebt, wenn tausend Speere mich umsaus'ten; wenn von der Keulen Wucht die Lüfte zitterten; wenn das Sonnenlicht, von der Pfeile unzählbarem Schwarm ausgelöscht wurde, — aber jetzt — jetzt, Herr König, bebt meine Stimme, an dem was ich sage. Glauben wollt' ich's nicht, was man mir geflüstert, und ich brauch's nicht mehr zu glauben — was man klar und deutlich einsehen kann, das braucht man nicht zu glauben!"

„Was sehet Ihr ein? was sehet Ihr klar und deutlich ein?" — diese Worte hastig sprechend, warf sich der König in einen Sessel.

„Jetzt, Majestät“ — versetzte Jacob von Molay mit einer Kälte, die den König entflammte, — „jetzt, Majestät“ — sprach er noch langsamer, — „will ich meine wahre Meinung zurückbehalten; der Dauphin von Auvergne soll sie Euch schriftlich überbringen. — Ich beurlaube mich, Majestät“ —

„Nicht doch — nicht doch!“ — fuhr der König vom Sessel auf; eine jähe Zornesröthe, ein funkensprühendes Auge stellte seine Bewegung dar. — „Ihr bleibt, Großmeister! Ihr bleibt hier, bis ich Euch die Erlaubniß gebe, Euch zu entfernen! Bedenkt, daß Ihr im Louvre seid! und bedenket zugleich, daß auch mein Arm bis in den Tempel reicht.“

„Welche Sprache, Sire!? So hat Philipp von Frankreich niemal mit mir gesprochen! Nein, nein, Herr und König, Ihr irret Euch zumal, wenn Ihr denket, daß Jacob von Molay sich einschüchtern lasse. Daß irgend ein Ungethüm hinter Euren Worten lauert“ — fügte er sich aufrichtend hinzu — „das seh' ich wohl ein; doch wo ich auch stehen mag, sei im Louvre zu Paris, oder jenseit

des Meeres, unter glühendem Himmel: mein Gott ist über mir, er schützt mich durch den Papst!"

Da trat die winzig kleine, unscheinbare Gestalt des Paters zwischen die Beiden und Wilhelm von Paris krächzte dem Großmeister zu: „Mit Verlaub, edler Herr, daß ich Euch in Eurer Wallung unterbreche; die heiligste Pflicht rief mich zu meinem Beichtkinde, zu König Philipp von Frankreich. Wir sind durch den Zufall einer Mühe überhoben: was Ihr jetzt dem Könige gesagt, hat er nicht nöthig, mir zu vertrauen und Ihr selbst — da ich eben mit Euch zusammen getroffen — es ist mir der Weitläuftigkeit halber — nichts weiter — So sagt mir denn — hm — ja! Nicht wahr, Herr und Meister?"

„Euch? ich? Was hätt' ich Euch zu sagen?! Wie könnt Ihr verwegen hintreten vor den König von Frankreich — der Pöbel mag Euer heiliges Gewand verehren; da Ihr mich aber kennet, macht Ihr Euch lächerlich, breitbeinig dazustehen vor dem Großmeister der Tempelherren!"

Da loderte es plötzlich auf in des Paters grauen Augen in unzähmbarer Wuth; über den Kopf em-

vor reckte er die Arme, so weit er reichen konnte, mit ausgespreitzten Händen, und mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, kreischte er: „Was war das?! Der Glaubensinquisitor des Papstes in Frankreich und lächerlich! Wahret Euch, Tempelherr! Ueber meine Lippen donnert der Strahl gegen Ketzer, und jeder Athemzug, jeder Hauch meines Mundes trifft, wie verzehrend Feuer!"

„Wenn der Unsinn waltet im Louvre" — wendete sich Jacob von Molay nach der Thür, — „dann verläßt die Vernunft vernünftig das Haus" — Trabanten des Königs streckten die Hellebarden vor.

„Bei uns'rer lieben Frau!" — rief der Meister mit bitterem Lachen, — „die Hellebarden des besten Sohnes der Kirche drohen dem Meister des Tempelordens!"

„Wer gab den Befehl?" — donnerte der König den Trabanten zu. — „Zurück, Ihr! Laßt ab von ihm! Laßt ihn durch! — Wer gab den Befehl? — frage noch einmal!"

„Eure Majestät“ —

„Pater, Ihr habt ihn gegeben?!“

„Ja, mein König.“

Da wandte ihm Philipp den Rücken und sprach über die Achsel hinweg: „Ihr seid doch zu dumm, Pater.“

Zweites Kapitel.

Es ist eine wunderbare Erscheinung, wie die Laune eines Königs wirkt; vorzugsweise aber bei allen Denen, welche mehr oder minder von ihm abhängig sind. Sein Stirnfalten jagt die Höflinge wie furchtsame Schafe zusammen, wenn der Wolf sie umkreist; die frohe Laune des Königs wirbelt nicht allein winzige, abgeschmackte Höflingsseelen zur Freude hinauf, sondern auch Männer von Werth blicken froher und freier um sich her. Wenn die Sonne am Firmamente erlischt; wenn die drückende Mittagsschwüle den dunstigen Schleier vor sie breitet: dann verharret die Natur in einem traurigen Schweigen, in banger Erwar=

tung dem Ausbruch eines drohenden Wetters entgegen sehend. So war es jetzt im Louvre, so war es in Paris: Der König — das sah Jeder ein, der auch nicht eingeweiht war — der König trug sich mit etwas Ungeheurem. Nicht der geringste Theil des Hofes hatte die entfernteste Ahnung von dem was es war. Es gab jetzt keine geräuschvolle Feste: diese Erscheinung schrieb man aber den Neigungen des Königs zu, bei denen Niemand zu beklagen war, als die Navarrerin, des Königs Frau. Pontrouge hatte eine Entdeckung gemacht, die ihr werth erschien, in eine große Weltbegebenheit verflochten zu werden, und um allen Nutzen herauszuziehen, gab sich die Oberhofmeisterin zu einem Geschäfte her, über welches sie Geburt und Rang erhoben hatte. Margot nämlich war jetzt nicht mehr die unbedeutende Tochter eines Waffenschmiedes, Margot war vielvermögend an König Philipp's Hofe, denn sie war das Ziel der Wünsche des Königs; doch an der weiblichen Tugend des bürgerlich fromm erzogenen Mädchens war bis jetzt alle Ueberredungskraft gescheitert: Margot behauptete die weibliche Würde auf solche Weise, daß sie selbst dem Könige Ehrfurcht einflößte.

Eine unwandelbare Stütze hatte Margot an einem Bilde, welches in ihrer Brust lebte: damals auf Roucy hatte sie den schönen Wildgrafen gesehen, und wieder hatte sie ihn gesehen, als er mit Balthasar in sein Vaterland zurück zog. War es Liebe, was sie für ihn empfand? Das hatte Margot sich selbst noch nicht gestanden; aber es war das Gefühl, welches in seinen Wallungen riesengroß sich emporhebt, stets größer wird und stärker bis zum erschöpfenden Genuß. Edler regte es sich in Margots Herzen. Schönheit, der Inbegriff aller Bedingungen, der Einklang der herrlichsten Töne, die unbegreifliche Staffel, die höchste zur Göttlichkeit, der dichterische Schwung in des Schöpfers Meisterwerke — Schönheit war es, welche Margot so mächtig ergriffen, daß sie den Lockungen eines glänzenden Lasters widerstehen konnte. Graf Hugo, der schöne Rittersmann, ihm gehörte alles Denken, alles Sehnen der Jungfrau; seinem Bilde klopften die Pulse ihres Herzens, und da man an König Philipps Hof für die Ausbildung ihres Geistes Sorge getragen, so wurde es ihr möglich, das lebendige Bild mit geistigem Gewande noch zu verschönern. Wie hätte Margot an den Besitz

dieses Mannes denken können? Schon die Geburt allein warf unübersteigliche Hindernisse zwischen Beide; und trug er nicht das Kreuz der Tempelherren? War er nicht Großkomthur von Deutschland, auf den die Brüder dort alle blickten? Margot fühlte sich nicht glücklich: denn Vieles umgab sie, was ihre beseligende Neigung zu zertrümmern drohte: eines Klosters still verschwiegene Zelle wäre ihr lieber gewesen, als die prachtvollen Gemächer, welche sie im Louvre bewohnte.

Diese Entdeckung hatte Pontrouge gemacht. Einem Tempelherren gehörte des Mädchens Herz, einem Tempelherren das Herz der schönen Margot, welches König Philipp zu besitzen trachtete. Und Heloise? konnte zwischen ihr und Margot ein Freundschaftsbund bestehen? Es war ein Meisterstück der Oberhofmeisterin, daß der Beiden Herzen noch für einander schlugen: kein Mittel erschien ihr unheilig, wenn es diesem Verhältniß Bestand geben konnte. Heloise von Malhac, angeweht von dem giftigen Hauch derjenigen Laster, welche nur an eines Königs Hofe nicht mit diesem Namen belegt werden. Heloise war nicht mehr das jugendfreudige Mädchen; die feine Röthe der Wan-

gen verkündete dem erfahrenen Forscher, daß dieser Körper unter den fieberischen Zuckungen des Geistes bald erliegen müsse. Das schöne Auge hatte sich unverhältnißmäßig vergrößert; die feine Nase war länger und spitzer geworden, und in jedem Lächeln des Fräuleins erschien ein Anflug von Bitterkeit um den schönen Mund, dessen sonst schwellende Lippen freilich schmal geworden waren, doch der Schnitt war derselbe geblieben. Aufmerksamer denn jemals, sorgfältiger als irgend eine Dame bei Hofe, kleidete sich jetzt Heloise von Malhac; reich bis zur ungeheuersten Verschwendung waren Gewänder und Schmuck. So trat sie, geführt von Pontrouge, bei Margot ein, strahlend, wie eine Göttin, mit leidensvoller Miene, welche eine erkünstelte Freundlichkeit, ein flatterhaftes Hin- und Herschweifen nicht verbergen konnte. Die Küsse, mit welchen sie Margot begrüßte, waren kalt, standen mit den Worten im offenbarsten Widerspruch; Margot war herzlich, theilnehmend, obgleich Heloise sie zurückscheuchte, und Margot wußte doch nicht, warum sie so herzlich gegen das Fräulein war. Pontrouge, die erfahrene, fein zergliedernde Höflingin, Pontrouge wußte sich

Margots Benehmen gegen Heloise recht gut zu erklären: Mitleid hatte es erzeugt, Mitleid, welches Margot über das Opfer, für die gefallene Heloise empfand. Wie hartherzig, wenn sie das Mädchen, das, wie es hieß, des Königs Wünsche begünstigte, kalt von sich gewiesen! Nein, nein! so hartherzig war Margot nicht.

„Wie lange, wie lange hab' ich Dich nicht gesehen!" — waren Heloisens erste Worte; tiefes Gefühl war in ihnen nicht zu verkennen. — „Wie war es Dir möglich, Du Stolze, die Freundin so lange der Einsamkeit dahinzugeben?"

„Der Einsamkeit, Heloise —? Du scherzest wohl! Mit jedem neuen Tage höre ich eine neue Mähr, wie rauschend die Freude Dich umtönt. Diese Freuden sind nun zwar nicht für mich, Heloise; meine Neigung ist anders: genügsam ziehe ich mich gern in die Stille zurück, lese dann Minnelieder, die geistigen Blüthen der ritterlichen Jünglinge."

Die Herzenstrauer zu verbergen zog Heloise das Täschchen, künstlich aus Schmelz geformt und an goldener Kette bis auf den Saum des Kleides

herabhängend, zu sich herauf, nestelte daran und zog ein rosenfarbenes seidenes Band daraus hervor.

„Auch mir," — sagte sie — „auch mir schickt man Lieder, sie sind aber mit goldenen Fäden in Seide genäht — das mag ich nicht leiden. Warum den Prunk, wo nur das Herz sprechen sollte? Freilich, man trägt sie mit sich herum und das ist Alles. — Wollen wir das ruhen lassen, Liebe? sprechen wir von anderen Dingen."

„Der Meinung bin auch ich" — fiel ihr Pontrouge bei; — „für Euch Beide habe ich überdies Etwas auf dem Herzen; es wird Euch sicherlich nicht gleichgültig sein, zumal für Dich, Heloise, ist es von äußerster Wichtigkeit, denn Dein Bruder ist Tempelherr."

„Nun ja, er ist in Strafe verfallen. Das weiß ich ja schon lange."

„In Strafe verfallen! Hahaha! Kurzsichtige, in Strafe verfallen, welche der Orden über ihn verhängte. Ein anderes, ein furchtbareres Verhängniß droht ihm und Jedem, der dem Orden vom Tempel angehört."

„Was ist's? — Um Gott — Frau Oberhofmeisterin! Der kalte Ernst auf Eurer Stirn läßt mich etwas Schlimmes vermuthen."

„Ja, es ist schlimm, sehr schlimm!" — gab Pontrouge zurück, indem sie aufgeregt, mit langen, heftigen Schritten das Zimmer maß. — „O! meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Und noch heute — zu dieser Stunde noch lege ich mein Amt nieder. Ehre ist da nicht mehr zu holen, wo man den ehrenhaftesten Orden mit Füßen treten will!"

Die Wallung der Oberhofmeisterin konnte sie jedoch nicht verhindern, Margot mit scharfem Blick zu prüfen, und wie freute sich Pontrouge, da sie das Mädchen todtenblaß, einer Bildsäule gleich, sitzen sah.

„Ja, ja!" — fuhr sie weiter fort, — „ich habe es von sich'rer Hand und wenn der Papst selber es mir gesagt hätte: dem Munde, welcher es mir vertraute, würde ich eher Glauben schenken — Entsetzlich! den ganzen Orden will man der Ketzerei beschuldigen, Verbrechen dichtet man ihm an, davon ein jedes allein für sich auf den Scheiterhaufen führt! Höret, Mädchen! Ihr seid zu Vie-

lem berufen, Ihr könnt Vieles erwirken in dieser Zeit.“

„Wir — ?“ — fragten Beide zugleich; doch mit sehr verschiedenem Gefühl. — „Wir könnten Etwas thun bei dieser Sache — ?“ — war Heloisens zweite Frage.

„Ihr und kein Anderer in Gottes weiter Welt! Höret, Mädchen, was ich Euch vertraue — es ist ein furchtbares Geheimniß und Ihr müsset es dennoch bewahren. Wenn ich Euch den Namen nenne, den Namen desjenigen, der den Orden verklagt, dann werdet Ihr mich verstehen.“

„O, zögert nicht so lange! nennt uns den Namen!“

„Still — still — nicht so laut; ich darf der Luft nicht trauen, welche uns umgiebt, vielweniger diesen Wänden — Kommt! tretet ganz nahe zu mir heran, daß mein Wort nicht weiter falle, als in Euer Ohr: der den Orden verklagt, Mädchen — das ist König Philipp! — Nein, nicht der König Philipp, sondern seine Helfershelfer, die es leider so weit gebracht haben, daß er ihnen zum Werkzeug dienen muß. — — — Du, Margot,

bist dann erst zu beklagen: Dein Vater hat das Alles herbei geführt. Willst Du Deinen Vater von seinem Verbrechen reinigen, so wende Philipps Herz — bei Dir steht die Macht — hast Du mich verstanden?"

„Mein Vater!" — staunte das Mädchen, — „und bei mir die Macht, des Königs Herz zu wenden?! Ich verstehe Euch, wahrlich, nicht! Das sind mir Räthsel, die ich nicht zu lösen vermag. Mein Vater, der Waffenschmied von Beziers, sollte gegen den Tempelherrenorden Etwas vermögen — nein! das macht Ihr mich nimmermehr glauben!"

Eben wollte Pontrouge die betretene Bahn weiter verfolgen, da stürzte in hastiger Eile ein Diener herein und meldete die Königin.

„Die Königin!" — riefen die drei Frauen zugleich und Pontrouge fügte kalten Ernstes hinzu: „Zu dieser Stunde und ohne mich — das ist gegen die Sitte."

Sie empfing die Königin an der Thür, und wenn auch Pontrouge irgend einen leisen Vorwurf in Bereitschaft hatte, so konnte sie ihn doch nicht äußern, denn die Königin kam ihr zuvor. Johan-

na von Evreux trug einen ganz anderen Ausdruck in ihren Zügen, als man jemals darin gefunden. Alles um sie her schien für sie nicht da zu sein; nur Heloise von Malhac fesselte das große vorwurfsvolle Auge der Königin. Den Blick konnte Heloise nicht ertragen. Das kurze Schweigen, welches unter den vier Frauen herrschte, peinlich lange für Heloise, endigte die Königin mit den frostigen Worten: „Es ist wohl Zeit, daß ich einmal als Hausfrau mich in meines Mannes Hause umsehe, und bei der Jungfrau! es nimmt mich höchlichst Wunder, Dich hier zu sehen, Heloise; da man Dich seit langer Zeit von mir getrennt: man sagte mir, Du wärest krank — War's nicht so, Frau Oberhofmeisterin? Ihr schweigt. Sagtet Ihr mir nicht selbst, Heloise sei krank? Warum hütet sie das Zimmer nicht? Warum belästigt sie den siechen Körper mit so schwerer Tracht, mit Gold- und Silberstoff? Und für wen putzt sie sich denn eigentlich, wenn nicht für ihre Königin?"

„Auch ich, gnädigste Frau" — brachte Pontrouge mit Mühe hervor, — „auch ich, hohe Königin, habe dem Fräulein darob Vorwürfe gemacht. Ihr sehet selbst, die scharfbegrenzte Röthe auf des

Fräuleins Wangen zeugt von einem krankhaften Zustande: die schönste Blume in Eurem Frauenkranze, fürchte ich," —

„Ihr seht auch gar zu weit, Frau Oberhofmeisterin; das Fräulein wird wieder gesund. Beklaget Eure Königin, daß eine große Hoffnung ihr zertrümmert worden."

„Eine große Hoffnung, Majestät? Darf ich bitten —?"

„Ja, ich hoffte! Wenn ich auf Heloise von Malhac blickte, dann suchte ich schon unter den Rittern, welche meinen Herrn und Gemahl umgeben, nach einem nach dem besten von ihnen, der meine Heloise heimführen könnte. Jenseits der Pyrenäen hatte ich ein anmuthiges Thal, ein Paradies auserkoren, welches Heloise dem Manne ihres Herzens zur Morgengabe bringen sollte: in meinem Navarra wäre sie glücklich gewesen. Ich beglücke ja so gern! ach, so gern, daß ich meinen Lieben auch von meinem Glücke opfere. Arme Heloise," — trat sie dem Fräulein näher — „Du bist zu beklagen und ich! Der König ist der mächtigste Herr in der Christenheit; doch an Deinem

Siechthum scheitert die Kraft seines Scepters. Es ist doch, wahrlich, schlimm, daß ein königliches Vermögen nicht so weit reicht, meine Heloise zu gesunden!"

„Hohe Frau" — stammelte das Fräulein, — „Eurer Gnaden Milde drückt mich zu Boden."

„Warum, Heloise? Die Frauen meines Hofes sind das von mir gewohnt. Sie preisen ihr Glück, daß sie eine gute Königin haben. Noch gestern sagte mir eine von ihnen, ich sei die Sonne, an deren Strahlen sich ihre Herzen erwärmten und welche sie zur Freude des Lebens beriefen. — Nun ja, Du bist krank; da stellt sich denn Alles in einem andern Lichte dar; ich weiß das, denn ich sah auch seit einiger Zeit, Alles in einem anderen Lichte mir erscheinen, und meinte drum, daß ich krank wäre; doch Gott gedankt! ich bin es nicht. Meines Herzens Pulse wallen leichter, denn jemals: das siehst Du wohl an meinem Entschluß, Heloise" — fügte sie scharf betonend hinzu, — „an meinem Entschluß, hieher zu kommen! — Nicht wahr, Frau Oberhofmeisterin, Ihr hättet mir das wohl nicht erlaubt?"

„Majestät, ich bitte Euch — nur daß die Sitte streng gehalten werde — außerdem werdet Ihr in mir stets die gehorsame Dienerin erkannt haben.“

„Wahrlich, Pontrouge, Ihr unterscheidet sehr scharfsinnig! Was Ihr unter Sitte versteht, das begreife ich nicht; mag auch keine Erklärung von Euch darüber haben. Doch hätte es Euch wohl angestanden, mir, Eurer Königin, die Unbill anzuzeigen, welche die Sitte durch das Fräulein von Malhac erfahren.“

„Königin!“ — stieß Pontrouge erbleichend hervor.

„Erschrecket nicht. So strenge, als Ihr glaubt, verfahre ich nicht gegen die Frauen meines Hofes. Doch theilet dem Fräulein dort mit, daß ich mit Mißvergnügen bemerke: Heloise von Malhac, die kranke Heloise von Malhac, statte im überladenen Putze Besuche ab, während ihre Königin des Fräuleins entbehren muß. Ich denke, Frau Oberhofmeisterin, Ihr werdet mich verstanden haben.“

„Heloise wankte näher, ihre Hand zitterte nach der der Königin; die Navarrerin aber verweigerte

sie ihr, und ein strenger Blick, der noch keinem Menschen aus Johannens Augen zu Theil geworden, begleitete das Fräulein aus der Thür."

Eine lange, drückende Stille trat ein. Pontrouge war vielleicht niemals in solcher Verlegenheit gewesen. Sie wußte, daß an einem königlichen Hofe nichts verschwiegen bliebe, wie geheim es auch gehalten würde, und die Königin besser unterrichtet, als für Pontrouges Pläne und Absichten zuträglich war. Um der Königin Gedankenfolge zu stören, rückte ihr Pontrouge mit eigener Hand den Sessel und bat sie, Platz zu nehmen; Johanna aber weigerte sich: „Ich danke Euch, Frau Oberhofmeisterin; aber die Mattigkeit, welche mich überfallen, sie war vorübergehend, ich fühle mich wieder stark. — Eure Königin steht vor Euch, sagt an, Frau Oberhofmeisterin, was führte das Fräulein hieher?"

„Der Drang des Herzens, königliche Frau; sie ist Margots wahre Freundin."

„Abgeschmackt! abgeschmackt! nicht denkbar!" — rief die Königin mit einer Aufregung, welche

Pontrouge noch mehr erschreckte. — „Wie könnte Heloise von Malhac die Freundin meiner Margot sein! — Nichts mehr davon! nichts! — — Hier, Frau Oberhofmeisterin, nehmt diesen Ring, überbringet ihn selbst meiner Edeldame, dem Fräulein von Valliere. Saget ihr dabei, es gereiche mir zur großen Freude, wenn die Frauen meines Hofes mir die Versicherung geben, daß meine Gnade sie froh mache und sie nicht darnieder drücke, wie vor wenigen Minuten die Malhac geäußert. — Geht, geht, Frau Oberhofmeisterin, ich werde so lange bei Margot bleiben."

Der Vorwand der Königin kam auch Pontrouge sehr gelegen: diese Nähe war ihr jetzt zu drückend, als daß sie nicht die Gelegenheit ergriffen hätte, ihr zu entkommen. Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so rief die Königin Margot zu sich, reichte ihr die Hand zum Kuß und sprach bedeutungsvoll: „Margot, bewahre Dir die Krone aller Frauenschöne, bleib, wie Du bist und meine Gnade soll Dir nimmer fehlen!"

Die Jungfrau hatte sich auf der Königin Hand

geneigt und hob nun das klare Auge zu der gnädigen Gebieterin empor.

„Ja, bei allen Heiligen“ — sprach die Königin halblaut zu sich selbst, — „in diesem Auge liegt ein Himmel voll Unschuld und wenn Alles um mich her Trug wäre, dieses Auge würde nicht trügen.“

Margots ganzes Empfinden aber war einem Gegenstande zugewandt: die Gelegenheit schien ihr günstig, und zu der Königin größter Verwunderung, kniete plötzlich die Jungfrau vor ihr; regellos zwar, in nicht gewählten Worten, der Königin dasjenige mittheilend, was sie von Pontrouge über den Tempelherrenorden gehört.

„Mädchen! was sagst Du?! In Deiner Brust regt es sich für einen Tempelherren! für einen Fürsten, dessen gedoppelter Stolz Dich verwerfen muß?!“

„Nein, nein, hohe Frau! ich will ja nicht, daß er mich liebe — ich will nur, ein schützender Genius, über ihn wachen. Der König will die Tempelherren verklagen, oder hat sie verklagt, —

was weiß ich! verklagen ob Verbrechen, davon ein jedes den Feuertod erfordert. — O, Königin, haltet ihn zurück! Mich wollte man haben, daß ich sein Herz wenden sollte, mich und mein Vater! Mein Vater, der Waffenschmied von Beziers soll Ursach sein an der Klage des Königs! — Es ist nicht möglich; es ist ein Gewebe, ein Getriebe von List und Bosheit! Ihr habt ihn nicht gesehen, Königin, den deutschen Rittersmann, den Tempelherrn, im höchsten Glanz der Männerschöne — Und auch er sollte verbrecherisch sein? Nein, Königin! sorget, daß Euer königlicher Herr und Gemahl sich an ihm nicht versündige!"

Johanna hörte nichts von diesen letzten Worten. In tiefem Nachsinnen trat sie einige Schritte von Margot hinweg und sprach vor sich hin: „Wär's möglich! König Philipp wollte den Stolz der Christenheit, den Ruhm des Kreuzes, mit Verbrechen stempeln?! Er wollte so viele edle Herren, unter denen sich auch Fürstensöhne befinden, so arg bezüchtigen? — Ich muß Licht haben" — sagte sie entschlossen. — „Auf mich fällt der Abglanz seines Ruhmes, auf mich fällt der Schatten von

seiner Schande. Den treuen Rath meines Mundes hat er stets gewürdigt — Wer von Allen könnte ihm treuer rathen als ich, sein Weib! Hin zu ihm!"

Drittes Kapitel.

König Philipp war allein. Böse Gedanken, so schien es, fuhren ihm durch den Kopf, denn vor sich hinbrütend saß er mit gefalteten Händen und gesenkten Hauptes, die Beine weit von sich gestreckt und beide Arme auf die Lehne des Sessels gestützt. Ungemeldet war die Königin hereingetreten, und heute, das erste Mal, war Philipp darüber entrüstet; mit wenigen Worten aber wußte Johanna ihn zu besänftigen, sie bat nicht, flehete nicht: ihr gerades, offenes Geständniß, daß sie den Bedienten untersagt, sie anzumelden, entwaffnete des Königs Zorn. Aber auch Johannens Blick that das seinige: den Blick hatte König Philipp noch nicht gekannt. Mit kluger Umsicht betrat die

Königin nun ein Feld, welches ihr so fremd war, und doch so vielbedeutend. Der König wich ihr aus — es war nicht schwer, das zu bemerken; — doch sie verfolgte ihn durch alle Schlangenwindungen seiner Redeflucht, und das Gewöhnliche war hier der Erfolg von der ungewöhnlichen Unterredung, nämlich, es verdroß den König, sich von seiner Frau auf jeder Wendung ertappt zu sehen. Das freilich hatte Philipp nicht geglaubt, er, der seine Klugheit seiner Schönheit gleichstellte; und überdieß fand er in den Worten der Königin so Manches, welches sein getroffenes Gewissen aufregte. Der Schuldige gerade erkennt am leichtesten den Vorwurf seiner Schuld. Doch sonderbar genug die Navarrerin ließ jene Vorwürfe ganz beiseit, und ging plötzlich zu einem Gegenstande über, der dem König in dem Munde seiner Frau eben so unerwartet als unangenehm war.

„Mein Herr und König" — fragte Johanna, — „man sagt mir, Ihr wäret Ankläger des besten Ordens — ich dächte nicht, daß der Orden Euch jemals Ursach gegeben hätte, ihn zu hassen und ihn zu verklagen, zu verklagen ob Verbrechen, deren Bestrafung ihn zernichten müßte!"

„Verklagen?!“ — der König fuhr hochgerötheten Gesichtes vom Sessel auf. — „Verklagen nur, Königin? Beileibe nicht verklagen! Richten will ich ihn! ein Urtheil sprechen, wie es dem besten Sohn der Kirche ziemt, um die durch den Orden geschändete Kirche zu rächen!“

„Bei Gott und allen Heiligen, Ihr erschreckt mich; so hab' ich Euch niemals gesehen.“

„Laßt Euch das nicht anfechten, Königin, und bedenkt, das so Etwas noch nicht erlebt worden.“

„Was denn? Was ist es denn, dessen man den Orden bezüchtiget?“

„Königin, Ihr wißt schon zu viel, und mehr mag ich Euch nicht anvertrauen. — Hat jemals Einer an meiner Gerechtigkeit gezweifelt? oder Ihr, Königin, habt Ihr vielleicht einmal daran gezweifelt? Weiß ich doch in der That nicht, was diese Tempelherren für sich haben, daß selbst Philipp von Frankreich um sie verdächtigt wird! Es ist ein ganz eigenes Ding, wie unbeweibte Männer bei den Frauen gut angeschrieben stehen! Nun ja, warum sollten sie auch nicht? Der ritterliche Anstand, wenn auch durch Rohheit des Kriegers gedämpft, die Fülle der Kraft, und die Freiheit,

welche sie keinem Könige unterthänig macht: das Alles stellt sie hoch in der Weiber Gunst."

Das Errröthen war nun an Johanna; nicht aber der Zorn gebar es, welcher König Philipp vom Sessel jagte, es war der edle Zorn eines tugendhaften Weibes; es war der Glanz, den die Perle, die schönste Perle in Philipp's Diadem auf Johannens Wangen warf. Mochte sich nun auch wohl ein bitteres Gefühl in der Königin Herzen erheben, daß gerade der Mann, welcher Heloise von Malhac liebte, und nach Margot seine Blicke warf, daß gerade dieser Mann, ihr Eheherr, dem Geschlechte einen solchen Vorwurf machte; gleich viel; sie trat dem König mit einer Ruhe entgegen, mit einer Würde, einer Höhe, die ihn am Ende verwirrte.

„Schweigen wir davon" — unterbrach endlich Philipp den Strom ihrer Rede; — „das sind Staatsangelegenheiten. Ich hab's nicht gern, daß Weiber sich in dieselben mischen."

„Zürnet nicht" — entgegnete sie ihm sanft, — „zürnet nicht, daß ich manches Wort eindringlicher gesprochen, als Ihr jemals an mir gewohnt gewesen. Doch laßt mich Euch die Veranlassung dazu

offenbaren. Seht, Ihr seid der Stern meines Lebens: Euer Ruhm ist mein Stolz; von Liebe, König, dürfen wir nicht mehr sprechen; doch meinte ich stets, die wahre Gattenliebe wandele sich in Freundschaft um, wenn über Mannes- und Weibeshaupt die Jahre des Lebensherbstes wehen. Ich bin wahrhaft Eure Freundin, Herr, und Euren Ruhm zu bewahren, deshalb bin ich zu Euch gekommen. Könnte ich getrosten Muthes in der Zeiten Ferne blicken, wenn ich fürchten müßte, König Philipp's Weib, die Navarrerin, Jeanne d'Evreux nennte man die Gemahlin des Ungerechten? — O, dieses Wort, mein König, es möge Euer Ohr nicht beleidigen, Euren Zorn nicht entflammen; es lasse ein leidenschaftloses Herz in Eurer Brust nicht durch seine Geradheit aufbrausen. — Was, mein Herr und Gemahl" — verfolgte sich Johanna, da Philipp ruhig blieb — „was kann Euch zur Anklage des berühmtesten der Orden führen? Ist es der übermüthige Stolz Einiger von diesen Rittern; so dächte ich doch, daß König Philipp zu stolz wäre, um irgend einen Andern für stolz zu erkennen. Ist es die Unabhängigkeit jenes kriegerischen Bundes, der nur

den Papst über sich anerkennt; so möchte ich Euch rathen, froh zu sein, daß unter dem Flügel Eures Regiments ein solcher Bund zur höchsten Blüthe gedeihen konnte. — Aber" — setzte sie, den König scharf beobachtend hinzu — „reizt Euch der Reichthum der Tempelherren, so —"

„Nicht weiter, Königin, nicht weiter! — Sieh doch" — murmelte er vor sich hin — „sieh doch, wie scharfsinnig ein Weib zu Werke geht.— Und"— hob Philipp das Haupt hoch und stolz empor — „ich möchte doch wissen, was Euch zu einer so warmen Vertreterin jener Ketzer gestempelt."

„Was? was es sei, mein König? Habe ich Euch das nicht gesagt? Es will mir nicht zu Sinn, daß so viele edele Herren, die stets bereit sind, für das Kreuz in den Tod zu gehen, das Kreuz entheiligen könnten."

„Ganz gut" — trat ihr König Philipp näher, indem er schmeichelnd ihre Hand ergriff. — „Ganz gut Johanna; doch wir wollen einmal von uns und unseren Söhnen sprechen. Soll ich nicht für das Glück, für den Ruhm derselben Sorge tragen? Ein Sohn lebt uns, der schon jetzt eine Königskrone trägt; Du brachtest sie mir zur Morgengabe.

Wie herrlich nun, wenn ein zweiter Sohn ebenfalls durch eine Krone so hoch gestellt würde, daß keiner über ihm wäre? König Philipp, Vater zweier Könige und Johanna ihre Mutter!"

„Ich verstehe Euch nicht —"

„So vernimm denn: Hugo der Vierte, König auf Cypern, ist unvermählt. Unserm zweiten Sohne, dem Philipp, habe ich nicht allein die Krone von Cypern zugedacht; sondern auch die von Jerusalem. Der Tempelherren gar zu mächtiger Orden ist das einzige Hinderniß, welches mir bei der Ausführung meines Planes im Wege steht. Darum habe ich mich entschlossen, ihre Verbrechen mit der Aufhebung des Ordens zu bestrafen; — die Verbrechen sind erwiesen. Wenn ich das errungen, dann vereinige ich alle kriegerische Orden in der Christenheit zu einem königlichen Orden, Hugo von Cypern wird Großmeister desselben, bleibt unvermählt, nimmt unsern Philipp an Sohnes Statt an und so trägt dieser, nach Hugo's Tode, die Krone von Cypern — gefällt es Gott, auch die von Jerusalem."

Dieser weitaussehende Plan verfehlte die Wirkung auf eine Königin-Mutter keinesweges; auch

war er so kühn, daß Johanna von ihm in Ungewißheit, ob es wahrer Ernst des Königs wäre, gebracht wurde. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte. Der König glaubte, sie beruhigt zu haben, er sprach daher zutraulich, beinahe schwatzhaft weiter:

„Nicht wahr, Johanna, dann werden alle andern Könige neidisch auf mich werden? — Es ist mein heißester Wunsch, mich von ihnen beneidet zu wissen und — Dich! Denke nur, wenn meine Söhne dann herangezogen kommen, umgeben von den Größten ihrer Reiche — wenn mein Philipp auch Jerusalem das Seine nennt — wie wird mein Volk groß dastehen, wenn sein Herrscher vier Kronen wägt, wovon er drei erworben! Navarra! Ha, dieser köstliche Stein in meinem königlichen Stirnbande! Navarra und — Johanna, Du, Du hast mir es zugebracht! Du theilst den Glanz, den mein Volk um mich verbreitet; willst Du mich stören in den Reizen nach jener Höhe?“

„Nicht doch, mein Herr und König; wie möchte ich Euch darin stören wollen? Doch in Navarra auch giebt es Tempelherren, der Stolz des Königreichs —“

„Gleichviel! Gleichviel“ — unterbrach sie der König — „sie sind Tempelherren und das ist genug. Mögen sie als weltliche Ritter dauern; den weißen Mantel mit dem rothen Kreuz dürfen sie nicht ferner tragen.“

„Warum aber fordert Ihr den Papst nicht auf, den bestellten Richter über Tempelherren, daß er im Stillen es vermittele? Wenn von ihm das Gebot ausgeht, die weißen Mantel und das rothe Kreuz abzulegen, welcher Tempelherr wird ungehorsam sein?“

„Das verstehet Ihr nicht, Königin“ — versetzte Philipp mit allem Stolz, dessen dieser stolze Fürst fähig war. — „Der Papst — die Päpste wollte ich sagen, haben schon zu lange sich einer Uebermacht bedient, welche jeden Fürst kränken mußte; zumal mich, den besten Sohn der Kirche, der vielleicht mehr der Kirche nützt, als ihr erster Priester. Das will ich nicht mehr dulden, nein ich will nicht, und zum guten Glück ist dieser Papst mein Machwerk! — Er wird die Augen aufreißen, der Ehrgeizige, Ruhmsüchtige, wenn seine Ehre, sein Ruhm von einem Könige abhängt! Nicht aus Frankreich soll er mir weichen können,

bis meine Entwürfe in Erfüllung gegangen; dann mag er nach Rom ziehen und Racheblitze schleudern aus seinem Vatikan, die König Philipp verlachen wird! König Philipp, der Vater zweier Könige!!"

„Was ist Euch, Herr?" — blickte die Königin dem heftig Dahinschreitenden staunend nach. — „Woher diese Wallung und die Wendung, welche mir unbegreiflich ist? — Wer mag meines Königs Weisheit so umflort haben, daß er, der beste, christlichste Herr, auch mit Clemens den Fünften" —

„Wer mich dazu verleitet? wollt Ihr sagen. Keines Menschen ist die Schuld; nur die meine und ich, ich will es schon verantworten. Das ist aber noch weit im Felde —"

„Doch der ehrwürdige, tapfere Molay? Der Freund unseres Hauses? der unsern Robert aus der Taufe gehoben? Und der Dauphin! Bedenket, theurer Herr, der Dauphin von Auvergne! Soll ein Fürst —?"

„Wo Fürsten auferstehen sollen, da müssen auch Fürsten fallen."

„Und alles Besitzthum des Ordens, alle Reichthümer, können nicht diese ihn retten?“

„Nicht alle Schätze der Erde; denn dem gehört alles Eigenthum des Verbrechers, der ihn straft. Mir fallen jene Schätze zu und der Kirche, in deren Hand ich das Racheschwert bin.“

„Ha, bei der Jungfrau!“ — rief plötzlich die Königin — „ich sehe weiter, als Euch lieb sein mag. Doch, mein königlicher Herr, hier biete ich Euch all' meine Perlen, meine Edelsteine, Alles, was mein Reichthum heißt: wenn Ihr Geld brauchet, verkauft, verpfändet, was ich habe, nur ladet nicht den Schein auf Euch, als hättet Ihr um des Geldes willen —“

„Still! Bei meinem Zorn! Kein Wort mehr von dem! — daß ich mich gängeln ließe! — Bei allen Heiligen nicht! — — — Warum Thränen in Euern Augen? Und was für Thränen! Dicke Tropfen, die Wimper ist nicht stark genug, sie zu tragen! Wem rollen diese Thränen? Johanna — Wem? Ich will Antwort!“

„Mir!“ — hauchte das edle Weib.

„Euch? Eurem Schicksal etwa? Das ist doch sonderbar. — Kann ein König mehr thun für den Ruhm seines Volkes? Kann ein Vater mehr thun für seine Kinder? Und Ihr, Königin, seid ja Theilnehmerin an Allem, was mich angeht; wie möget Ihr Eurem Herrn und Ehegespons da im Wege stehen wollen, da, wo es den höchsten Zweck seines Lebens gilt?!"

Die Königin aber antwortete nicht; das Herz war ihr so schwer geworden, daß der Mund den Gehorsam aufkündigte. Sie reichte, abgewandt von dem König, ihm die Hand und Philipp, sei es, daß er sie zu beruhigen vermeinte, oder daß Gefühle in ihm erwacht waren, indem er an Gatten- und Vaterpflichten dachte, Philipp zog Johanna an die Brust, Philipp hatte Heloise vergessen und Margot. Jetzt aber, da sie des Königs Herz an dem ihren fühlte, jetzt erwachte die Leidenschaft, welche sie so klug verborgen, die Eifersucht stieg auf in dem Herzen der Navarrerin; um so höher loderten ihre Flammen, je länger sie unterdrückt worden. Mit einer raschen Bewegung und unwillkürlich floh sie von der Brust des Mannes, dessen glückliches, beneidetes Weib sie noch

vor nicht gar lange gewesen, von der Brust des Mannes, dessen hoffnungsvolle Söhne sie geboren. Er aber ergriff ihre Hand wieder, er hielt die Fliehende zurück und fragte: „Wie, Johanna, Du flüchtest von mir? Laß mir die Sorge, theile Du mit mir die Frucht und die Freude. Ei, wie groß Du mich anschauest; ist es doch, als wolltest Du die Worte in meiner Brust lesen. — Komm Johanna, küsse mich; schon lange habe ich Deine Lippe nicht empfunden. — Du bist spröde geworden — das paßt nicht für Deine Jahre und — gegen Philipp!“

Da blickte die Gekränkte zu ihm hinauf; so innig blickte sie ihn an, daß sein getroffenes Gewissen erblaßte. Alle längst vergangenen Freuden, die Erinnerung an sie, und auch der gerechte aber gelinde Vorwurf, lagen in dem Auge der Königin. Nicht lange sollte die Pein des Königs währen; denn, als wollte sie irgend Etwas aus ihrem Gedächtniß verwischen, so fuhr sie mit dem thränenfeuchten Tuche über die Stirn und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich beurlaube mich, mein König und Herr.“

„Nicht in dieser Stimmung, Johanna, jetzt nicht. Du kennst nicht der Diener neue Mähr heischende Blicke; sie knüpfen böswillig das Unglaubliche, Abentheuerlichste, an eine Miene. D'rum ist auch so Vieles unwahr, was sie uns geschäftig hinterbringen — ich schenke diesen verleumderischen Seelen gar wenig Glauben."

„Auch ich, mein König, glaube ihnen nicht gern; doch wird man zuweilen gezwungen, daß man glaube."

„Freilich, freilich — wenn man — überzeugt wird — dann —"

„Und seid Ihr von den Verbrechen der Tempelherren überzeugt?"

Diese Wendung hatte Philipp nicht vermuthet; er hatte die Königin auf ganz anderm Wege gemeint, nun aber wurde ihm klar, daß Johanna auch die Kränkung der Gattenehre der Kränkung, welche der Ehre des Königs erwachsen konnte, nachsetzte. Was Philipp bei dieser Entdeckung empfand, das ist schwer zu ergründen; es mochte ihn nun freuen, daß seine Liebesangelegenheiten auf diese Weise umgangen wurden, oder auch

nicht: — der ehrgeizigste Fürst seiner Zeit spiegelte sich in den Worten:

„Königin, — ich bin nicht aufgelegt, mich von Euch nun ferner zur Rede stellen zu lassen. Ich habe Euch meine Absichten offenbart und dabei auf Eure Verschwiegenheit gerechnet. Wachet darüber, daß ich mich nicht verrechnet finde. Verstehet mich recht, Königin — tretet mir nicht in den Weg! Das Geheimniß ruhe in Eurer Brust gleichwie im Grabe. Nicht die Worte allein bewachet, sondern auch Blicke und Mienen. — Das gebiete ich Euch, Königin — Ihr habt mich wohl verstanden.“ — — —

Der König war so streng geworden, daß Johanna verstummte. Sie wünschte sich weit hinweg von der Stelle, welche unter ihren Füßen brannte, und dennoch konnte sie nicht weichen. Ein Geräusch an der Thür zog des Königs Aufmerksamkeit dort hin. Es war auch ihm nicht zu verdenken, daß er gern diese peinliche Stille unterbrochen sah.

„Königin“ — sprach er, indem er eilige Schritte der Thür zu that, — „der geheime

Rath versammelt sich; Staatsgeschäfte nehmen mich in Anspruch. Begebt Euch in Eure Gemächer, und erwartet mich bei Euch zur Tafel."

Die Königin hatte die Thür noch nicht erreicht, als Wilhelm von Paris und der Kanzler Nogaret hereintraten. Der Letztere trug mehrere Schriften unter dem Arm. Beide aber waren überrascht von der Gegenwart der Königin, zumal in dieser Stunde. Sie verneigten sich gemessen und förmlich, indem sie der Königin Raum ließen, zu der Thür zu gelangen; sie aber schien nicht gesonnen, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, sondern blickte von dem Einen auf den Andern, und sprach langsam die bedeutungsvollen Worte: „Ein glückliches Zusammentreffen, Ihr Herren! Ihr, Herr Kanzler, theilet die Sorge für das irdische Glück meines Herrn und Gemahls; Ihr, hochwürdiger Herr, für sein himmlisches Theil. Ich hoffe zu Gott, dem Allmächtigen, daß die besten Früchte Eure Sorgen krönen."

Die Königin schritt hinaus. Bediente flogen herein, ordneten den Tisch und die Sessel; zu

gleicher Zeit versammelten sich auch die andern Herren zum geheimen Rath.

Der König schien verstimmt, als er sich zuerst an dem Tische niederließ, und als der Kanzler die Sitzung durch seinen Vortrag eröffnen wollte, gebot ihm Philipp Schweigen.

„Ihr Herren“ — sprach er, — „es ist wohl nicht nöthig mehr, daß Ihr Euch bei mir zum geheimen Rath versammelt. — Was soll ich davon denken, wenn Staatsgeheimnisse unter Weibern verhandelt werden? — Wer von Euch hat geplaudert? So eben verläßt mich die Königin. Sie weiß Alles. Es thut wahrlich Noth, daß ich zu den strengsten Maaßregeln greife. — Ihr schweigt, seht Euch einander betroffen an; Niemand von Euch hat davon geplaudert? Freilich wohl, dann muß ich es selbst gethan haben! So geht es aber: was die Diener verschulden, muß endlich der Herr verantworten. Zum Glück ist die Königin meine Frau, für deren Verschwiegenheit ich hafte. Doch das rathe ich einem Jeden von Euch: er sorge, um seines eigenen Heiles willen, daß die Beschlüsse meines Geheimraths ohne Aufschub in Erfüllung gehen — bei' Leib und Leben rathe ich das Jedem

von Euch an! — — — Herr Kanzler, die Sitzung mag beginnen."

Der legte seine Schriften auseinander, wandte sich gegen den König und trug Folgendes vor: „Nach meiner besten Ueberzeugung habe ich den Orden der Tempelherren derjenigen Verbrechen schuldig befunden, deren man ihn bezüchtiget. Nur eine Frage habe ich dem Conseil vorzulegen, und zwar: wie soll man gegen diesen mächtigen, übermächtigen Orden verfahren? Etwa auf gewöhnlichem Wege des peinlichen Rechtes? Das ist unzulässig, ja, staatsgefährlich. Mit Blitzesschnelle würde sich die Mähr von der Verhaftung eines Tempelherren durch ganz Frankreich, ja, durch die Christenheit verbreiten, und wer steht uns dafür, daß sie sich nicht eng mit einander verbinden und mit offener Gewalt ein regelrechtes Verfahren hindern? Sollen wir etwa die Tempelherren, welche sich in diesem Reiche aufhalten, vor den Richterstuhl des Papstes berufen? Das wäre ein noch schlimmerer Weg. Denn die Tempelherren waren stets der Päpste beste Stütze. Es muß daher ein neuer Ausweg gefunden werden. Ihr Herren wollet Eure Meinung darüber ab-

geben. Seine Majestät unser allergnädigster König und Herr wird den besten Vorschlag mit seiner hohen Weisheit bestätigen."

Der Kanzler legte hier dem geheimen Rath eine Frage vor, deren Räthsel längst gelöst worden; es war um der Form halber geschehen, um nichts Anderes, denn dicht nach ihm erhob sich Wilhelm von Paris: „Ich bin Glaubensinquisitor in Frankreich; alle Ketzer, welche mein Arm erreichen kann, sind meinem Ausspruch verfallen, und Gott gedankt! meinem Eifer steht die Macht zur Seite, denn der beste Sohn der Kirche, Philipp von Frankreich, erfüllt freudig seine Pflicht. Ketzer haben nicht mehr Theil an den Wohlthaten der allein seligmachenden Kirche: warum nun den Tempelherren Rechtswohlthaten angedeihen lassen, da sie der Kirche abtrünnig geworden, welche ihnen diese Rechte gegeben? Sie haben dieselben mit Füßen getreten; und Anmaaßungen, widerrechtliche Anmaaßungen dürfen wir nicht dulden! — Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich werden sich daher, durch mich aufgefordert, zu einem Concilium versammeln; dessen Ausspruch ist vollgültig, in Betreff dieser ketzerischen Verbindung, dieser

sündhaften Ritterschaft, deren abscheuliche Verbrechen mein Mund nicht aussprechen mag. Der Papst —“

„Den Papst nehm' ich auf mich!“ — fiel der König hastig ein. —

„Desto besser, Majestät“ — lächelte Wilhelm von Paris. — „Die Welt hat eingesehen, daß Ihr mit Päpsten umzugehen wißt. Doch ist noch eine Frage übrig: wie bemächtigt man sich auch nur eines der Ritter, ohne daß ein Anderer etwas davon erführe? Sie wohnen unter einem Dache, fressen und saufen mit einander; leben in ihrer verbrecherischen Gemeinschaft nie Einer ohne den Andern, bei wohlverwahrten Thüren, um Mitternacht treiben sie den Götzendienst und beschimpfen das Kreuz. — Eure Majestät sieht wohl ein, daß es schwer sei, diese Ritter vor das Concilium zu bringen —“

„Das sehe ich nicht ein, Herr Pater; habe ich doch unter meinen weltlichen Rittern Männer, denen schwerlich ein Tempelherr steht. Auch habe ich Kriegsvolk in meinem Solde, und wohlverwahrte Oerter, um die Gefangenen festzuhalten. Da, zum Beispiel, ist Melun — ich möchte den sehen, der

aus ihm entkäme. — — Nach einer kurzen Weile, in welcher der König zu überlegen schien, erhob er plötzlich die Stimme und befahl dem geheimen Rath: „Geheime Verhaftsbefehle sollen in alle Provinzen abgeschickt werden, an alle Amtleute, Landvögte und Magistratspersonen. Diese Verhaftsbefehle sollen früh genug dorthin gelangen, daß sie Alle schon in den Händen derjenigen sind, welche sie angehen. Bei Todesstrafe werde den Verwaltern der Provinzen, den Amtleuten, Landvögten und Magistratspersonen anbefohlen, die Tempelritter, welche sich in ihrem Gerichtszwange befinden, in Verhaft zu nehmen und zu diesem Ende all' ihnen zu Gebot stehende Gewalt zu gebrauchen. Sodann sollen sie die Ritter in gute und sichere Verwahrung bringen; der beweglichen und unbeweglichen Güter derselben sich bemächtigen, und Uns getreue Rechenschaft davon ablegen. Sämmtliche Befehle werden versiegelt abgesandt, dürfen nicht eher geöffnet werden, als in der Nacht vom zwölften bis dreizehnten October: denn das ist Unser königlicher Wille."

Die Mitglieder des geheimen Raths verneigten sich stumm, nur Wilhelm von Paris erwähnte

noch der hundertvierzig Ritter, welche den Tempel bewohnten. Der König aber sprach stolz, indem er sich erhob: „Hundertvierzig Ritter und ein König von Frankreich!“

Viertes Kapitel.

Jacob von Molay war von Poitiers zurückgekehrt. Halb gerüstet, in der heftigsten Bewegung schritt der Meister auf und nieder im Gemache, während Boulogne und Montroyal einander bedeutungsvolle Blicke zuwarfen. In seiner Rechten hielt der Meister einen zusammen geknitterten Brief, der ihm von unbekannter Hand zugeschickt worden. Ob der Brief Wahrheit enthielt oder nicht, das konnte der Meister weder bejahen noch verneinen; unterschrieben war er: „ein Ritter vom Hospital" und enthielt Folgendes:

„An Jacob Bernhard von Molay, Großmeister der Tempelherren.

Brüderlicher Gruß zuvor. Zwar bekenne ich mich nicht zu Eurem löblichen Orden; doch halte ich es für Pflicht, Euch von der Verletzung Eurer Ordensregel in Kenntniß zu setzen, da wir dieselbe mit einander gemein haben. Seitdem Ihr nach Frankreich herüber gekommen, hält sich ein Greis in Paris auf — man weiß nicht, ob er Christ oder Heide sei —; eine Dirne, von ausgezeichneter Schönheit, eine Ungläubige, wohnte bei ihm; ihr Name: Selma. Den Dauphin von Auvergne, einen von Euren Großkomthuren, hatte eine sündige Liebe zu dem Mädchen erfaßt, und er entblödete sich nicht, in verschwiegener Nacht zu ihr zu schleichen. Man belauschte ihn, ertappte ihn sogar: zwei Männer waren es, die ihm nachgeschlichen, und da sie ihm Vorwürfe machten, kam es zwischen den Dreien zu Thätlichkeiten, bei welcher Gelegenheit des Dauphins weißer Mantel in ihren Händen zurückblieb. Gefällt es Euch, so mögt Ihr das Ordenskleid bei dem Beichtvater des Königs abfordern lassen. Der Greis mit der

Verführerin haben leider schon Paris verlassen, sie sind daher der gerechten Strafe entronnen."

„Wär' es nur das, nur das allein" — rief der Meister, stets noch auf- und abschreitend und den Brief noch fester zusammen krampfend, — „wär' es nur das, bei unserer lieben Frau! es würde mich nicht hart berühren. Aber Boulogne! Montroyal! man treibt mit uns ein Knabenspiel! Papst und König, jeder will nur Vortheil von uns ziehen, und uns nicht einen Vortheil gewähren. Ich seh' es ein, man zieht uns die Hospitaliter vor; wir werden zurückgesetzt, unsere Privilegien werden nicht geachtet und am Ende wird man uns unsre Rechte schmälern. Wo ist Peyraud? Ist er etwa schon wieder bei dem König? Der scheint auf sehr gutem Fuß mit dem König zu stehen! Man soll nach ihm schicken; augenblicklich will ich ihn sprechen; er soll stracks daher kommen."

„Herr und Meister" — bedeutete ihm Montroyal, — „der König ließ ihn rufen —"

„So rufe ich ihn vom Könige ab! Der Ritter vom Tempel, und stehe er noch so hoch, muß mir

gehorchen und nicht dem Könige — Schickt nach ihm — ich will und muß ihn haben."

Montroyal gehorchte. Der Meister war allein mit Boulogne.

„Was denkst Du davon, Boulogne? Antworte schnell, ehe Montroyal zurückkehrt!"

„Gar nichts" — sprach Jener eintönig; — „es wird sich Alles erklären" — fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Draußen" — meldete Montroyal — „steht Prinz Robert; er wünscht Euch zu sprechen, Meister."

„Jetzt nicht! Ich kann ihn jetzt nicht sehen — und doch, doch laßt ihn kommen, daß die kindlich frommen Züge, die schönen unschuldigen, mich besänftigen mögen."

Der königliche Knabe ward herein geführt. Zarter an Gestalt, als sein Alter vermuthen ließ, umschloß ihn das blaue seidene Wämschen, verbrämt mit goldenen Fransen; auch ein blaues Barettchen, mit weißen Federn, schwebte, wie es schien, auf den goldenen Locken des Knaben, der

dreist auf den würdigen Meister zueilte und ihm die Hand reichte. Der Meister aber nahm ihn mit beiden Händen auf vom Boden und küßte ihn auf die Stirn.

„Und Du kommst so allein, mein Knabe?“

„Nein, Vetter, ich bin nicht allein hieher gekommen; das Fräulein von Valiere brachte mich. Sie blieb drüben in dem alten grauen Hause bei einer Freundin, deren Diener mich die kleine Strecke trug. Ich habe Dir auch 'was mitgebracht; doch darf ich nicht sagen, von wem. Ich glaube, es ist Veilchenzucker darin.“ — Und der Knabe zog ein viereckiges Päckchen aus seiner Brusttasche; es war zierlich und künstlich genug mit Seide umwunden, daß es der Neugier trotzen konnte. Mit vieler Mühe löste der Meister die seidenen Fäden. Und der Knabe hatte Recht: Veilchenzucker war darin; nichts Anderes. Des Knaben Auge glänzte vor Freude, da er den Leckerbissen sah; er wußte ja wohl, daß er etwas davon bekommen würde. Aber der Meister brach den Zucker nicht; denn er mißtraute dem Geschenk, besann sich eine Weile und legte es dann zur Seite. Den

Knaben wußte er zu beschwichtigen, befahl Boulogne flüsternd, einen kundigen Mann zu besorgen, damit er dieses Stück Zucker untersuche, ob es vielleicht vergiftet wäre. Nichts schien so gewiß als diese Vermuthung, und Boulogne sowohl als Montroyal verließen den Meister, der in Gegenwart des Knaben doch nicht weiter mit ihnen sprechen konnte.

Es war ein eigener Anblick, als sich der Meister auf einen Sessel niederließ und den holden Knaben auf seinem linken Knie schaukelte; so manche Gedankenfolge knüpfte sich an dieses Bild. Des Meisters Augen erglänzten, wie von Vaterfreude und — man betrachte das Gelübde, welches er abgelegt. Ist es möglich, daß eine Seelenstimmung gerade im Gegensatze mit der Schwingung des Geistes stehe? Konnte Jacob von Molay so väterlich, so liebend den Knaben betrachten, ihn auf seinem Knie schaukeln, wenn er überzeugt gewesen, daß Gattenliebe oder auch eine andere ein Abscheu des Ordens wäre? Wie so herzig der Knabe dem Meister in das große dunkle Auge schaute; wie der stille Vorwurf, daß er ihm das Stückchen Veilchenzucker vorenthielt, sich so treu

und wahr in des Knaben Augen malte — da wurde der Meister hingerissen von dem lieblichen Sprossen des ihm nun feindlich gesinnten Königs. Alle Sorgen waren plötzlich geschwunden und nachahmend das Kind sprach der Meister zum Kinde: „Möchtest wohl das Stückchen Zucker haben, Robert? Nicht wahr, Du kleiner Prinz? Wir wollen sehen was damit zu machen sei. — Halte Dich fest an meinem Kleide, daß Du nicht von dem Knie fällst, dann will ich den Zucker brechen."

Der Meister nahm das Stück und schon hatte er beide Daumen darauf gelegt, um es mit dem Knaben zu theilen, da stieg der gräuliche Verdacht wieder in ihm auf, und er sprach vor sich hin: „Es wäre schrecklich, wenn wir Beiden davon genössen: ich, sein Feind und dieses hier sein leiblich Kind. — Sieh', klar wie Kristall die Masse; ihres Erfinders würdig; des Kaisers Friederich."

Während dieser Worte war das Licht des Fensters durch den Veilchenzucker gefallen. Der Meister entdeckte darin ein scharfgeschnittenes dunkleres Viereck. Er sah noch einmal hin, um es

deutlicher zu erkennen, prüfte es genauer, und rief, indem er den Knaben von seinem Knie hob: „Bei uns'rer lieben Frau! in diesem Zucker steckt etwas ganz Anderes, als ich vermuthet."

D'rauf nahm er den Knauf seines Dolches, zerbröckelte damit die glasähnliche Scheibe und siehe da! ein Blättchen enthielt sie in ihrem Innern, ein Blättchen Papier, von einer Weiberhand beschrieben. Nicht ohne Mühe entzifferte der Meister die Schriftzüge: eine zitternde Hand, so schien es, hatte sie dem Papier anvertraut.

„Großmeister der Tempelherren" — so lauteten die wenigen Zeilen, — „flüchtet aus Frankreich! fliehet, so weit der Kiel eines Schiffes Euch tragen kann: an einem Haar hängt das Schwert über Euch und über den ganzen Orden."

Das Blättchen entfiel der erschrockenen Hand, der Meister starrte vor sich hinaus, und Robert, der Knabe, langte nach dem zerbröckelten Zucker. Doch plötzlich donnerte des Meisters Befehl durch die Gänge des Tempels: „Boulogne" — rief er — „und Montroyal! — Geh', geh', mein Robert" — sprach der Zurückkehrende sanft zu dem Knaben.

— „Bald besuche ich Dich. Bring' Deiner Mutter meinen herzlichen Gruß, sage ihr, den Veilchenzucker würde ich ihr nie vergessen."

„Nicht meine Mutter hat ihn mir gegeben, Vetter, sondern die schöne Margot. Sie steckte mir ihn zu, als Valiere und ich von ihr Abschied nahmen."

„Margot —! Wer ist diese Margot? Kennst Du sie Robert? Hast Du sie öfter wohl gesehen? Hat sie nicht noch einen andern Namen? besinne Dich einmal."

„Das weiß ich nicht, lieber Vetter; aber wo sie wohnt, das will ich Dir wohl sagen."

Niemals wohl hatte Jacob von Molay sich angelegentlich nach einem Weibe erkundigt, als jetzt; niemals wohl hatte er mit einem Kinde mehr Worte gewechselt. Und der Knabe beschrieb ihm Alles so genau, daß er Margot nicht verfehlen konnte. Auch die letzten Krumen des Veilchenzuckers wurden nun dem Knaben zu Theil. In seiner kindlichen Einfalt schwatzte er mehr als der Meister zu wissen begehrte — und schimpfte endlich auf einige Damen der Königin, welche die

schöne Margot immer nur die Waffenschmiedstochter von Beziers nannten. Das Erstaunen des Meisters wurde durch den Eintritt der beiden Gerufenen unterbrochen; er ließ alsbald den Knaben dem harrenden Diener übergeben, und nöthigte die Beiden sich niederzulassen. Er aber hatte das Blättchen wieder vom Boden genommen. In einen Sessel geworfen, heftig die Stirn reibend, wußte er nicht zu Worte zu kommen.

„Was ist es, Herr und Meister" — fragte endlich Boulogne, — „das uns hieher gerufen? Des Tempels Wände erdröhnten von der Macht Eurer Stimme, und, obgleich weit entfernt, schlug sie dennoch an unser Ohr."

„O, Boulogne!" — brach der Meister hervor — „es tagt furchtbar in meiner Seele! Montroyal, man spielt mit uns nicht mehr, als wie mit Knaben, nein! o, nein! das Spiel ist nicht für einen König von Frankreich — das Spiel wird blutig enden! Wer es verliert, nur das ist noch die Frage."

„Herr und Meister" — versetzte Montroyal, — „so habe ich euch noch nie gesehen! Mochten auch

tausend Sarazenenspeere um uns sausen, im wildesten Kampfgewühle waret Ihr Euch gleich geblieben. Es muß schrecklich sein, was Euch widerfahren."

„Wohl schrecklich, Montroyal! schrecklich genug, daß es einen alten Mann erschüttern könne. — O, warum habe ich den Rath treuer Freunde verworfen und blieb nicht auf Cypern! dort konnt' ich sagen: Komm' an! komm' an! Ich halte vor!"

„Und warum denn nur auf Cypern?" — entgegnete der Kühne. — „Warum nur auf Cypern und nicht auch in Frankreich? Sind wir nicht Männer hier wie dort? Ist man so feindlich gegen uns gesinnt, daß das Spiel blutig enden werde; so wollen wir doch sehen, auf welcher Seite das Blut fließe! Schickt Reitende ab in alle Provinzen — was sich zum Orden bekennt, versammele sich in dieser Stadt Paris, und trotzig stehen wir da, Mann an Mann, Rücken an Rücken, Einer stärker durch den Anderen. — Laßt sie kommen die Nattern, die uns im Finstern umschleichen! der Fußtritt der Tempelherren wird sie zermalmen —!"

„Was ist es denn?" — trat Boulogne mit seiner gewohnten Ruhe dazwischen. — „Was ist

es denn, das so plötzlich Euch erschreckt hat, Meister? Laßt doch sehen, Ihr tragt ein Blättchen in Eurer Hand; lasset es mich doch einmal lesen."

Der Meister reichte es ihm schweigend dar; kein Zug in Boulogne's Gesicht veränderte sich; er gab es zurück: „Meine Ahnung ist erfüllt."

Eine tiefe Stille senkte sich auf die drei Männer hernieder; ein Jeder von ihnen hing seinen eigenen Gedanken nach. Jacob von Molay nur sprach halblaut zu sich selbst: „Es ist klar, man hat mich hergelockt nach Frankreich, mich und meine besten Mannen, um uns zu verderben. O, Kardinal! Kardinal! Du hast mit gleißnerischer Rede mich bethört, und Du, Papst —! Doch, bei Gott! bei dem Herrn der Heerschaaren! bei der heiligen Mutter sei's geschworen" — rief er plötzlich mit dem ganzen Grimm eines verwundeten Löwen, — „Ihr sollt Euch verrechnet haben! Herbei werden sie strömen von Ost und West und Süd und Nord, ihren Meister zu beschützen, sei es mit Schwert und Lanze. Diese Hallen werden erdröhnen von dem Klang der Waffen, von dem Rasseln der unzähligen Harnische. Komm' an,

falscher König, wir wollen uns wehren, daß man in Blutes Strömen sich baden könne! Kommt her, Ihr zierlichen Ritterlein, wir wollen Euch die minnigen Gedanken aus den Köpfen treiben — — Eitel Nothwehr ist es und nichts weiter — die Regel bleibt unverletzt, denn nicht wir zucken das Schwert gegen Christen!"

Eine flammende Röthe hatte des Meisters Gesicht übergossen und erschöpft von der Aufwallung war er wieder in den Sessel gesunken. Jetzt erst trat Boulogne dicht zu ihm hin, legte ihm die Hand sanft auf die Achsel, und bat ihn leise, daß er Montroyal entlassen möchte. Wie aus einem schweren Traum erwachend, schaute der Meister seinen treuen Boulogne groß an, und erst, nachdem Dieser zweimal die Bitte wiederholt, hatte ihn Jacob von Molay verstanden.

„Entfernet Euch, Montroyal" — sprach er matt; — „ich werde Euch rufen lassen, wenn ich Eurer bedarf."

„Richte Dich auf" — sprach Boulogne, als sie allein waren. — „Richte Dich auf, Jacob von Molay. Bleib' ein Mann; verzage nicht. Aber

glaub' mir, es ist nothwendig, Alles jetzt in's Auge zu fassen. Kein Vorwurf von meinen Lippen soll Dich jemals kränken, Freund; nur um Eines bitte ich Dich: nimm all' Deine Seelenkraft zusammen. Ich weiß mehr, als Du denkst. Meinst wohl, jener Waffenschmied von Beziers, der Prior von Montfaucon und Noffo Dei seien unsere Ankläger — bis heute habe ich geschwiegen, denn unnütz wär' es gewesen, etwas zu sagen, was ich nicht beweisen konnte; nur Zwietracht hätte ich unter die Mitglieder des Ordens gesäet, und das wollte ich nicht, zumal in Paris, wo uns Tausende lauschend umschleichen. Nun aber ist es Zeit zu reden und zu handeln. Du selbst, Jacob von Molay, hast mit leichtem Sinn, wie er weder für Dein Alter noch für Deine Weisheit paßt, unseren Feinden das Spiel erleichtert. Längst bin ich ungesehen den Schritten des Dauphins gefolgt — Du und er, und er und Du, Ihr habt Euch fangen lassen. Er ist jung, leider empfänglich für eines Weibes Schöne, und — eine Schäferstunde hat schon manches Geheimniß enthüllt. Jener Greis, dem das Mädchen angehört, bekennt sich selbst zum Orden vom Hospital; wer weiß, wie

vielen Theil der Orden an unserer mißlichen Stellung hat!"

„Ja, Du hast Recht" — sprach der Meister nach einigen Sinnen, indem das sorgenvolle Haupt auf- und niederschwankte. — „Du hast Recht, Peter, wir sind umlauert von tausend und abermal tausend Feinden. Nun erst sehe ich ein, warum Villaret nicht gekommen: man beneidete uns; das war ihnen noch nicht genug — man mußte uns auch erst hassen. Den Neid konnten wir wohl verlachen; dem Haß aber müssen wir die trotzige Stirn entgegenstellen!"

„Nicht doch, Jacob, nicht doch. Mit Trotz ist hier nichts anzufangen; ruhiges Nachdenken wird einen bessern Schluß herbeiführen. Wer weiß auch, ob es sich gar so arg verhält — das muß die Folge lehren. Man wird sich nicht erkühnen uns widerrechtlich anzutasten; wir können uns ruhig auf unser gutes Recht stützen, und ich vertrete den Orden vor der ganzen Christenheit. Von den Anklagepunkten habe ich schon gehört — das Volk trägt sich mit ihnen herum; — abgeschmackt sind sie, erlogen, unerweislich. Was die Ueber-

treter der Ordensregel anbelangt, über solche richten wir selbst, kein Anderer. Was kann's uns kümmern, ob das Ordenskleid des Dauphins sich in den Händen eines Wilhelm von Paris befindet? Der Pater kann höchstens sein Ankläger werden, nicht aber sein Richter."

„Du willst mich beruhigen, Peter" — seufzte der Meister tief auf; — „aber niemals war ich so unruhig, als jetzt in diesem Augenblick —"

Ein Bruder trat herein und meldete Wilhelm von Paris, den Beichtvater des Königs.

„Bleib' in der Nähe" — flüsterte der Meister — „dort, durch jene Thür. Sie ist aus dünnem Holz geschnitzt und wird den Schall nur dämpfen."

Boulogne eilte an den bezeichneten Ort.

Des Meisters Seelenstimmung zu berechnen, wäre ein kaum lösbares Räthsel; bald wollte er kühn der Uebermacht trotzen und bald warf ihn der Gedanke an die Gefahr darnieder. Der Pater konnte daher keinen gelegenern Zeitpunkt treffen; er, der schlaue, umsichtige Priester, der den König und den ganzen

Hof am Gängelbande führte, der selbst der Macht des Papstes Trotz bieten durfte, denn er konnte sich dreist auf Philipp stützen, und wie Philipp mit Päpsten verfuhr das wußte die ganze Welt. Nicht, wie damals, als er in der Audienz bei dem Großmeister erschien, kam der Pater heute; wie, wenn er ein gar wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen hätte, so trat er mit einem Anstrich von Wichtigkeit auf ihn zu; aber freundlich war sein Gesicht, wenn irgend Freundlichkeit in Wilhem's Züge sich einbürgern konnte.

„Ich komme, hoher Herr —"

„Vom König?"

„Nicht von dem König; aus eigenem Antriebe bin ich hier, und denke, daß wir uns über so Manches verständigen werden. Der König zwar hat mir ganz andere Dinge aufgetragen; doch ich, von dem heiligen Pater selbst zum Haupt der Geistlichkeit in Frankreich gestellt, ich hege zu viel Achtung für den kriegerischen Orden der Tempelherren, liebe ihn sogar mehr als jeden andern —"

„Ich weiß, ich weiß" — unterbrach ihn der Meister. — „Ihr kommt zu mir, um für den

Dauphin zu bitten. Darauf, hochwürdiger Herr, kann ich nicht Rücksicht nehmen; denn wenn sich auch der Orden in mir darstellt, so bin ich doch nicht befugt, ohne Rath der anderen Brüder, ohne ihre Beistimmung, über einen Großkomthur auf irgend eine Weise zu bestimmen."

„Hoher Herr" — trat ihm Wilhelm von Paris zutraulich näher, — „denket Ihr vielleicht, ich nehme Rücksicht auf Dinge, die kaum geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines Bischofs zu reizen? wir wissen Beide ja, daß solche Verletzungen der Regel im Bereich der erlaubten Möglichkeiten liegen. D'rum davon nicht mehr die Rede. Was helfen Versicherungen, was helfen Schwüre? die That muß sprechen. Hier bringe ich Euch den Mantel des Dauphins zurück. Mein heiliges Gewand bot Raum genug, es darein zu verstecken. Von den Hospitalitern rührt die Anzeige her — ich weiß ja, daß sie Eure Nebenbuhler sind, und möchte um jeden Preis, die drei ersten kriegerischen Orden mit einander vereinigt sehen. — — — Was sehet Ihr mich so zweifelnd an? Dem König freilich ist Kunde davon zugekommen, und Ihr wißt ja selbst, Philipp wähnt sich, der Beschützer

und Richter. Philipp trug mir ein ganz Anderes auf; ich aber meinte, es wäre besser, wenn man ein Aergerniß der Welt vorenthielte: aus diesem Grunde habe ich Euch den Mantel zurückgebracht."

„Ihr überrascht mich wirklich, hochwürdiger Herr."

„Keineswegеs dürfte das sein, wenn Ihr meine Stellung bei Hofe betrachtet: ich bin der Beichtiger des Königs, sitze im geheimen Rath, bin stets um ihn, und es würde dem König nicht mehr als zwei Worte kosten, so wäre ich wieder ein gewöhnlicher Dominicanermönch. Seht, hoher Herr, man entsagt ungern einer Stellung, wo man gesehen worden auf der Menschheit Häuptern; mag man es auch Eitelkeit schelten, oder was sonst, es liegt schon einmal in der Brust eines jeden Erdgeborenen, daß er die Stufe, auf welche ihn Kopf und Herz geführt, zum Hebel einer höheren nehme, nicht aber heruntersteigen mag. Wir Mönche sind ja auch Erdgeborene, so Manches erinnert uns an die Scholle — warum sollten wir nicht auch Ehrgeiz besitzen? In ihren Grundzügen sind alle Orden einander verwandt: ob ein

Mönchsorden ein kriegerisches Leben führe oder ein beschauendes, das bleibt sich gleich. Ich halte es für Pflicht und Schuldigkeit, daß Einer dem Anderen helfe, ihm nütze, wo er nur kann."

„Bei unserer lieben Frau! hochwürdiger Herr, diese Ansichten hätte ich bei Euch nicht vermuthet."

„Das will ich wohl glauben; es leuchtet auch ein: Ihr steckt in der Rüstung, führt Schwert, Dolch, Keule, Lanze und was noch — schlagt darein, wo Ihr könnt und wo Ihr mögt; macht Eroberungen und müßt sie wieder im Stiche lassen; — ich aber lebe an König Philipp's Hof, halb ihm, halb dem Papste unterthan, bin ein Mittelding, das weder dem Himmel angehört noch der Erde; heut' bin ich der scharfsichtige Staatsmann, morgen bin ich der stumpfsinnige Mönch; heut' muß ich den besten Sohn der Kirche von seinen Fleischessünden erlösen, und morgen muß ich sein Kuppler sein, um nicht erniedrigt zu werden. Seht, hoher Herr, das ist meine Herrlichkeit."

„Ihr sprecht offenherzig. Das ist mir lieb. Wahrlich, ich fasse Vertrauen zu Euch; wer so,

wie Ihr, sich darstellt, dem mag man wohl Glauben schenken. Was ist es denn, das Euch veranlaßt, mir Alles so haarklein zu offenbaren? Ohne Hehl, ich bitte Euch d'rum, sagt's mir."

„Wohlan denn, Herr; doch darf der König nichts davon erfahren."

„Sorget nicht."

Geheimnißvoll trat Wilhelm von Paris noch näher heran zu dem Meister, eröffnete ihm, daß der König mit dem Papste einverstanden, alle kriegerischen Orden in einen zusammen schmelzen wollte; unter dem Namen eines königlichen Ordens ihn zu der Wiedereroberung des gelobten Landes zu verwenden gedächte; daß der König den Tempelherren mißtraute, sie unschädlich zu machen beabsichtigte, und darum der ganze Orden aufhören müßte. Welchen Eindruck diese Eröffnung auf den Großmeister machte das ist leicht zu ermessen, wenn man die geheimste Absicht, das innigste Begehren seines Herzens betrachtet. Es that ihm nun leid, daß Boulogne hinter der Thür lauschte, und mit einem Wink gebot er dem Pater Schweigen. So leise, daß es nur ein Wilhelm von Paris verstehen konnte, mit einem Blick, wel=

cher mehr zu verstehen gab als alle Worte, mit einem Händedruck, der viel versprach, sagte Jacob von Molay:

„Auf Wiedersehen.“

„Wo?“

„Im Louvre.“

„Wann?“

Morgen früh, nach der None.“

„Ich erwarte Euch.“

Fünftes Kapitel.

Es dunkelte in den Gängen des Louvres.

Still war es, unheimlich; nichts hörte man als der Wachen gemessenen Schritt, dessen Eintönigkeit gar unangenehm sich verkündete. Auch nicht Einer ließ den Schaft der Hellebarde auf die Steinplatten fallen: es war verboten worden, vor irgend einem, der die Gänge durchschweifte, dieses Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit an den Tag zu legen. Schon brannten in den Brüstungen und Nischen der Gänge die vielen Ampeln; doch sie brannten düster, kaum so viel Licht verbreitend, daß man eine dahin schweifende Gestalt erkennen konnte. Es hätte auch des Lichtes nicht bedurft, denn menschenleer war es, und selbst die Wachen zogen sich, wie auf geheimen Befehl, bis auf das

unterste Ende eines einzigen Ganges zurück. Hier standen sie versammelt, tauschten flüsternd ihre Muthmaaßungen gegen einander; sie wußten sich das Ganze nicht zu erklären. Warum denn auch? Warum sollten Wachen, die etwas unbewacht lassen müssen, das erklären dürfen? Es wäre einem hochgewachsenen Manne, in weißem Mantel, mit breitgekrempten Hut, welche beiden Stücke beinahe das ganze Gesicht des Mannes bedeckten, und der in einer Nische auf Etwas zu warten schien, gewiß sehr unlieb gewesen, wenn die Wachen sich über ihn hätten aufklären können. Unlieb? Das Wort ist Beschönigung. Vielleicht wäre sein Zorn gereizt worden, und dann wehe den Wachen! Der Mann im weißen Mantel und breitgekrempten Hut war der König Philipp, war der mächtigste Selbstherrscher in der ganzen Christenheit — und er stand jetzt unkenntlich gemacht durch die Verkleidung, um —

Eine hohe weibliche Gestalt nahete ihm. Der stumme Wink derselben riß ihn zum geflügelten Schritt hin; kaum konnte sie ihm so schnell voran eilen als er ihr folgte. In ein kleines, aber hell erleuchtetes Gemach trat der König; die hohen

Kerzen ließen ein rothes Kreuz auf seinem weißen Mantel erblicken; sie zeigten in der weiblichen Gestalt die Oberhofmeisterin der Königin, Pontrouge. Nicht ein Wort wechselten die Beiden mit einander; stumm, wie sie gekommen waren, schieden sie. Pontrouge aber schlug den Weg nicht ein, der sie hergeführt; sie entfernte sich durch eine andere Thür.

Der König war allein.

Wer hätte unter diesem weißen Mantel, unter diesem rothen Kreuz denjenigen Fürsten vermuthen sollen, der jetzt darauf ausging, den Orden zu verderben, welchem dies Kleid angehörte? Und dennoch, verwandte er nicht jetzt gerade dieses Ordenskleid zu einem sündigen Unternehmen? Mochte nun auch König Philipp aus übergroßer Religionsschwärmerei, aus Selbstsucht, aus gekränktem Stolz eines Selbstherrschers, aus Eigennutz oder Geldgier den Orden hassen, so war er doch nur der mächtige Bogen, dessen Sehne in der Hand seiner Minister war; sie hatten den Pfeil aufgelegt und Philipp machte ihn nur gar zu gut fliegen. Wie er da so vermummt an der Thür lehnte, hätte man da wohl vermuthen kön=

nen, daß ein so großer mächtiger Fürst sich aus eigenem Antrieb zu solchem Mummenschanz hergegeben? Wilhelm sowohl als Pontrouge hatten seine Leidenschaft für Margot genau berechnet; ein Jedes von ihnen aber zu einem andern Zweck.

Dem König schien es nicht sonderlich zu behagen, denn er war so allein mit seinen schlimmen Absichten, war so allein mit seinem Gewissen. Wo das Gewissen sich regt, da fliehe Jeder die Einsamkeit: ein schwarzer kläffender Hund steigt es vor ihm auf, nicht in ihm. Borstig sträubt das Haar dieses Mahners um die glotzenden Augen, und sein Gekläff geht endlich über in Geheul. Kein Fluch trifft ihn, kein Schwertschlag hindert ihn — Sollte es wohl um Philipp von Frankreich so gestanden haben? Möglich; doch nicht gewiß. Vielleicht trieb ihn das Verlangen nach Margot aus einem Winkel in den anderen. Aber warum vergaß er denn jetzt seine Verlarvung, drückte den Hut weit aus der Stirn und trocknete mit dem Zipfel des Mantels den Schweiß von derselben ab? Das mußte doch wohl etwas Anderes zu bedeuten haben als die Ungeduld der Liebespein. Horch! ein Geräusch, wie rauschendes Gewand.

Schnell den Hut wieder in die Stirn gedrückt und — Philipp lehnte wieder an der Thür.

Da trat Margot herein. Schöner, als sie jemals erschienen, schöner war sie jetzt. Nicht das seidene Gewand, welches sie umgab, nicht der schöne Faltenwurf des langen Schleiers erhöheten ihre Schönheit; aber die Ueberraschung, da sie den weißen Mantel mit dem rothen Kreuz erblickte und die hohe Mannsgestalt, röthete ihre Wangen höher und machte ihr Auge freudiger erglänzen. Die stumme Verbeugung des Rittersmannes drang der Jungfrau die Nothwendigkeit auf, zuerst das Wort zu nehmen: „Man sagt mir, ein Ritter aus dem fernen Deutschland begehre mich zu sprechen. Zwar ist es nicht Frauensitte, allein einem Manne gegenüber zu treten, doch mögt Ihr es mir nicht verargen, Herr, und wenngleich die Tugend sich stets selbst genug ist, so sind wir hier doch nicht ohne Zeugen, denn in dem Gemache, welches ich eben verließ, waltet die Oberhofmeisterin der Königin. Sie selbst schickt mich hierher —"

„Was soll ich denken, Herr" — hob Margot wieder an. — „Ihr begehret mein und stehet

stumm in Euch versunken; tief in Euren Mantel gewickelt und die Krempe Eures Hutes verbirgt mir Euer Angesicht? — Sagt an, Herr, seid Ihr vielleicht in des Ordens Angelegenheiten hier? Denn Eure Gestalt scheint mir so düster, nicht anders, als wenn ein Unglücklicher gegen das Schicksal angrollt — Aber warum kommet Ihr dann gerade zu mir, zu der Waffenschmiedstochter aus Beziers, deren eigener Vater die Klage gegen den Orden erhoben haben soll? — Noch immer kein Wort? Saget kurz, Herr Ritter, was begehret Ihr von mir?"

Mantel und Hut waren plötzlich verschwunden und König Philipp lag zu den Füßen der Jungfrau.

„Dich!" — rief er. — „Dich will ich von Dir!"

„Der König!" — bebte Margot erbleichend zurück.

„Laß den König!" — fuhr er weiter fort, indem er ihre Hand fest in der seinigen hielt. — „Ich bin Philipp, der Dich liebt! Weder Reichthum noch Macht sollen Dich mir gewinnen; nur

Dein eigenes Herz, Margot, muß für mich sprechen! Du! Du bist es, deren Bild mich stets umschwebt, im Wachen wie im Traum umglänzt mich das rosige Morgenlicht dieser neuen Liebe, welche ich nicht mehr verbannen kann!"

„Steht auf, mein Herr und König. Ich fühle mich schon unglücklich, Euch zu meinen Füßen gesehen zu haben —"

„Erkenne daran mein Glutverlangen, Du Kalte! Philipp schlüpft wie ein sechszehnjähriger Knabe zu Dir, wirft sich zu Deinen Füßen nieder und fleht um Liebe! Und sollte er das vergebens gethan haben —? Bedenk', Mädchen, je heißer die Liebe war, um desto glühender ist der Haß verschmähter Liebe!"

„Herr und König" — sprach Margot mit aller Kraft eine feste Stimme erzwingen wollend, — „Herr und König, dies ist wohl der schwerste Augenblick, der in einem so unbedeutenden Leben, wie das meine ist, hereinbrechen kann. Ich fühle, daß ich nicht schwach werden darf — nein! ich will auch nicht schwach werden — ich will mich mit jener Kraft rüsten, welche noch stets die Un-

schuld umgab. — Ich will nicht fliehen vor Euch; wohin auch sollte ich fliehen? Aber an des Sacramentes unverbrüchlich Band will ich Euch mahnen; drob werdet Ihr mir nicht zürnen, ein gerechter Herr."

„Was gelten Sacramente wo nur Liebe spricht?"

„Gnädigster Herr, Ihr seid der beste Sohn der Kirche —"

„Nichts davon! Das führt zu weit! — Margot, komm', setz' Dich neben mich! Denke Dir, ich wäre nicht König, denke Dir, mir lebte kein Weib, nichts stände uns Beiden entgegen — würdest Du dann mich lieben können?"

„Ich habe jeder irdischen Liebe entsagt, mein König."

Die Jungfrau stand seitwärts weit ab von ihm; er bemerkte nicht, daß bei diesen Worten ein feuchter Schleier sich über ihre Augen zog.

„Margot, sei wahr, verleugne Dein Herz nicht! Ich weiß, Du trägst eine irdische Liebe mit Dir — Was führte Dich so schleunigst dem

deutschen Rittersmann entgegen, den man Dir gemeldet?"

„Herr und König" — stammelte sie hervor.

„Ich weiß Alles! weiß mehr, als Du denkst! Graf Hugo war es, der Glückliche, der Dich gefesselt."

„O, Pontrouge!" — seufzte das Mädchen tief auf.

„Ja, ja, Margot, das glaubtest Du nicht, daß ich um Alles so gut Bescheid wüßte. Ich kenne ihn, kenne ihn recht gut den schmucken Grafen, den Tempelherrn — und wenn Du ihn mit Deinen Armen umschlungen hieltest, ich würde ihn herausreißen!"

In ihrer Aufregung verstand Margot die Drohung des Königs keineswegs in ihrer ganzen Bedeutung. Philipp hatte auch an die Churfürsten die Mahnung ergehen lassen, seinem Beispiele zu folgen, und meinte, daß man auch in Deutschland sich der Tempelherren bemächtigen würde. Sein Eigendünkel gab dieser Vermuthung Raum, und so hatte er ebenfalls an den römischen König,

an den König von Neapel, von England, Castilien, Arragonien, Navarra, Portugal, an die italienischen Fürsten und an den Grafen von Flandern Mahnungsbriefe abgesandt. Dies Alles erwachte plötzlich, als er des deutschen Großkomthurs erwähnte und darum war er in seiner Drohung so heftig geworden, daß Margot, von ihr erschreckt, noch weiter zurück wich. Die Rolle des zärtlichen Liebhabers hatte Philipp vergessen; er saß nun wieder da als König; das Auge, voll Verlangen, haftete auf der Jungfrau todtbleichen Zügen, sog sich gierig an den üppigen Bau der Glieder, an die Wellenlinien des schönen Körpers.

„Hätte man es denken sollen" — begann er endlich halblaut, — „daß eine Margot, von mir mit Wohlthaten überhäuft, mich einem deutschen Tempelherrn nachsetzen würde! Ich möchte es nicht glauben, wenn ich's nicht selbst erlebte! Doch nun kein Wort mehr davon. Ich bin jetzt nicht aufgelegt zu Liebesgeschichten, doch werde ich sorgen, daß Du allein bleibst, Margot, und weitere Befehle wirst Du erwarten."

Ohne sich um Mantel und Hut zu bekümmern, verließ der König das Gemach. Margot

stand, einer Bildsäule gleich, sie konnte nicht von der Stelle weichen. Da tönte es von lautem Rufen, eilige Schritte klangen durch die Gänge, es drang näher und näher, und aufgescheucht aus ihrem Verlorensein, hörte Margot die Worte: „Tempelherren im Louvre! Tempelherren!" Sie wollte sich zurückziehen, wollte in die verstecktesten Gemächer eilen, da wurde die Thür aufgerissen und ein Tempelherr stürzte herein.

„Bist Du Margot?" — fragte er fliegenden Athems. — „Ja Du bist es! So hat man Dich mir beschrieben; nur der leidige Putz entstellt Deine Schönheit — Mädchen, verbirg den Dauphin von Auvergne!"

„Ihr?!" —

„Frage nicht! verbirg mich!"

Schon hörte man die Schritte der Verfolgenden näher und näher dringen, der Dauphin sah die Unentschlossenheit der Jungfrau, und flüchtete durch die andere Thür. Er war verschwunden, wie der Hauch des Mundes.

Da klopfte es, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, drang der Wachthauptmann herein.

„Wo ist der Tempelherr?“ — war seine erste Frage.

„Tempelherr —? ich weiß nicht — von einem Tempelherrn.“

„Leugnet nicht, Fräulein; hier liegen Mantel und Hut: hier muß er sein! Doch was frag' ich Euch noch lange, ich werde ihn schon ausfindig machen.“

Und nun stellte der Wachthauptmann eine Untersuchung an, so genau, daß auch nicht eine Maus sich hätte verbergen können. Doch, wie zu vermuthen stand, er fand nichts, und heftiger und immer heftiger wurde der Söldner des Königs. Margot meinte, daß sie ihm mit Ruhe begegnete; doch war ihre Aufregung nicht zu verkennen und das reizte den Wachthauptmann um so mehr auf. Er wollte auch in die anderen Gemächer dringen, schritt auf diejenige Thür zu, durch welche der Dauphin verschwunden war; doch, wie gefesselt, blieb er stehen, denn Pontrouge trat ihm entgegen.

„Wer lärmt hier so?“ — fragte sie. — „Wer wagt es, hier zu lärmen? Ich kenne Euch, Ihr

[illegible] Gillon, seid Hauptmann — und Ihr wagt es, hier einzudringen?"

„Gnädige Frau" — stotterte der Hauptmann hervor —

„Es steht Euch zu" — unterbrach sie ihn, — „Euch schnurstracks zu entfernen."

„Doch dieser Mantel, dieser Hut — meine Wachen —"

„Eure Wachen! was haben sie gesehen? Nicht, gar nichts! Sie dürfen nichts gesehen haben! Habt Ihr mich verstanden, Herr Hauptmann? Sie dürfen nichts gesehen haben. Hütet Euch, daß ich Euch demjenigen unter die Augen führe, der Mantel und Hut getragen — sein Blick würde Euch vernichten."

„Doch gnädige Frau, ich habe Befehl, Tempelherren, welche sich im Louvre eingeschlichen zu verhaften; meine Pflicht —"

„Was! Pflicht! Das Wort trägt Euresgleichen stets im Munde! Ich sage Euch, Hauptmann, diesen Mantel, diesen Hut hat kein Tempelherr getragen! habt Ihr verstanden? so geht, und thut

es Euch selbst zu gefallen, daß Ihr von dem ganzen Hergang schweigt."

Der Hauptmann aber war keinesweges von denjenigen Männern, welche sogleich auf Liebesabentheuer schließen; er beharrte fest darauf, daß er, seiner Pflicht zufolge, den Mann sehen müßte, der als Tempelherr verkleidet hier eingedrungen. Pontrouge's Fassung wurde dadurch merklich erschüttert; sie wußte sich aber dennoch zu behaupten, winkte den Hauptmann auf die Seite, sprach einige Worte leise, ihr Blick bezeichnete ihm Margot.

„Zum Teufel" — brummte der Hauptmann für sich, als er sehr linkisch das Gemach verließ. — „Zum Teufel mit der Hauptmannschaft, wenn König Philipp dumme Streiche macht."

Pontrouge hörte noch, wie er seinen Untergebenen den Befehl ertheilte, sich wieder an ihre Posten zu begeben und ihnen einschärfte, was sich heute Abend auch im weißen Mantel zeigen würde, freien Durchgang zu gestatten. Nun athmete Pontrouge wieder frei; doch zentnerschwer drückte König Philipp's Drohung ihr Herz danieder.

Margot war während des ganzen Auftrittes mit dem Hauptmann, da er mit Pontrouge gesprochen, theilnahmlos geblieben; alle Begebnisse dieses Abends hatten ihre Denkkraft so erschüttert, daß ihr Geist in eine Art von Abspannung verfallen war. Jetzt ergriff Pontrouge ihre Hand; das Mädchen schrak zusammen, und wie auch die Oberhofmeisterin Alles aufbot, Margot von der Nothwendigkeit, den König zu begünstigen, zu überzeugen, Margot blieb kalt, stumm, ja, in ihren Zügen lag Verachtung.

Trotz des Widerstands der Jungfrau, zog sie Pontrouge in das anstoßende Gemach, wo der Dauphin verborgen war. Als sie seiner ansichtig wurde, war es, als wenn der erste Sonnenstrahl in die schlummernde Natur hineinzuckt; ihr Auge leuchtete auf und schnellberedeten Mundes fragte sie: „Was führt Euch, Euch, den Tempelherrn, in einer Jungfrau heiliges, abgeschlossenes Asyl?"

„Du fragst noch?! Du kannst noch fragen, die über uns gleich der Gottesmutter wacht! Mich sendet der Meister, ich sollte Dich suchen und Dich fragen, ob Du wahrhaft und wirklich Margot von

Beziers wärst, die Tochter jenes Waffenschmieds, der uns angeklagt. Ich meinte nicht, daß man so feindlich gegen uns gesinnt wäre, denn bis heute wurde noch keinem Tempelherrn der Zutritt in's Louvre versagt. Wie es einem Manne, einem Großkomthur, einem Dauphin von Auvergne ziemt, so wollte ich vor Dich hintreten, nicht aber flüchtig, wie ich hier erschienen."

„Und wenn ich nun die Tochter des Waffenschmieds von Beziers bin, welch' Gewerbe habt Ihr, Herr Ritter, dann noch an mich zu bestellen?"

„Ich nicht, holdes Frauenbild, ich habe nichts an Dich zu bestellen; doch diese hier, meine Schwester."

„Die Frau Oberhofmeisterin —?"

„Ja, Margot" — nahm diese das Wort. — „Du siehst hier den Freund, den Waffenbruder des deutschen Wildgrafen. Erzählet doch selbst, Herr Ritter, wie und auf welche Weise Ihr so genau befreundet worden."

„Wir sind ja Glieder eines Ordens."

„Nein, nein! Das ist meiner Margot nicht genug. Was liegt Euch daran, ob Ihr ein Stündchen früher oder später das Louvre verlaßt? Nehmt Platz hier; Eure Sicherheit ist nicht mehr gefährdet, dafür bin ich Euch Bürge.“

„Nun, um Euch zu willfahren. Wir lagen vor Tortosa, ein tüchtiges Heer; doch die Stadt wehrte sich hartnäckig. Im Convent, wie er im Felde sein kann, lernte ich den deutschen Großkomthur kennen. Ein schöner Mann, dachte ich bei mir selbst, — bei der heiligen Mutter! ein schöner Mann. Tortosa war erobert, ehe ich in nähere Beziehungen zu dem Deutschen kommen konnte; doch sein Bild stand immer vor meinen Sinnen, und wie sehr war ich erfreut, als er plötzlich auf Cypern wieder erschien. Die Neigung, welche mich zu ihm hinzog, fand ich bei ihm: wir wurden Freunde, ja, sogar sehr vertraute Freunde. Des Ordens Gelübde kennet Ihr ja, Keuschheit ist das erste. Ob nun Hugo von Payens diesem Gelübde so viel Ausdehnung zugemessen, daß durchaus keine Liebe in eines Tempelherrenbrust aufflammen dürfte, das ist eine Frage, welche sich selbst beantwortet. Darf ich nicht meinen Gott

lieben, meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder und all' meine Angehörigen? Seht, diese Zweifel äußerte der Wildgraf gegen mich, er enthüllte mir sein Innerstes, enthüllte mir sogar, daß er auf Roucy ein Mädchen gesehen, schöner, als ihm jemals des Himmels Heilige geschildert worden."

Der Dauphin hielt inne. Es war nicht schwer in diesem Augenblick Margot's Empfinden zu berechnen. Ha! wie ergriff die Entdeckung das Mädchen! Lieben ist Seligkeit; doch Gegenliebe zu wissen, dafür giebt es keinen Namen.

„Margot" — verfolgte sich der Dauphin, — „Margot, Du warst es, die Graf Hugo auf Roucy gesehen, und wäre er nicht Tempelherr, seine Hand würde Dich hinaufziehen zu seines Standes Höhe. Welche Qual für ihn! mir hat er sein Herz erschlossen, daß ein Gelübde ihm Deinen Besitz wehrt. Doch er liebt Dich, liebt Dich innig, wie man Gott liebt, und traurig, dreimal traurig jetzt, daß ein so herbes Geschick über uns Alle hereinbrechen muß."

„Muß, Herr Ritter —? Warum muß denn ein so herbes Geschick hereinbrechen über Euch?

Seid Ihr doch Männer! Bei Gott! ich hätte nicht gedacht, daß Männer sich so leicht Allem fügen würden."

„Margot, Du kennst den König nicht. Er, der mächtigste Herr in der ganzen Christenheit, der selbst nicht anstehen würde, dem Papst den Gehorsam aufzukündigen; was vermöchten wir gegen König Philipp und seine Ueberzahl von Schergen? — Der Wille dieses Königs ist schon die That; können wir ihn in seinem Willen nicht wanken machen, so ist Alles verloren, wir und Alles, was uns anhanget."

„Aber, edler Herr, was soll ich — ich dabei thun?"

„Auch Du hast um das Liebste Deines Herzens zu fürchten. O, Philipp's Arm reicht weiter, als Du denkst! Ich sage Dir, es wird von dem glorwürdigen Orden nichts übrig bleiben, als der Name, wenn irgend dieser fernerhin genannt werden darf."

„Ein Winkel der Erde wird doch wohl sicher sein vor —"

„Nicht einer kann einen Tempelherrn schützen! Wir sind dem Ungläubigen in den Tod verhaßt; verfolgt uns nun der Christ, wohin dann?“

„Das ist eine trübe Wahrheit“ — gab Margot zu. — „Wie aber wäre des Königs Eisenwille zu beugen?“

„Du kannst es, Margot. Sieh, der Meister schickt mich zu Dir; danken sollte ich im Namen des Ordens und ich heische, gleich einem ungestümen Bettler, noch mehr —“

„Und was heischet Ihr denn noch, Dauphin von Auvergne?“

So trat Wilhelm von Paris herein. Pontrouge erschrak so heftig, daß sie am ganzen Körper zitterte. Sie wankte zu einem Sessel, der Pater folgte ihr, indem er über die Achsel hinweg dem Dauphin die Worte zuwarf:

„Eurem lasterhaften Treiben werden wir bald ein Ende machen. Denkt Ihr, der weiße Mantel berechtige zu jedem sündigen Gelüsten?“

„Hochwürdiger Vater —“

„König Philipp mag froh sein, daß wir für ihn wachen! bei allen Heiligen, er dürfte sonst nicht wagen in seinem Louvre zu schlafen! — — Euch, Frau Oberhofmeisterin, bedaure ich, und, um Euch der öffentlichen Strafe zu entziehen, denn vor dem ganzen Hofe würde der König Euch zur Rede stellen, so weise ich Euch an, noch an diesem Abend das Louvre zu verlassen und in einen strengeren Orden zu treten, als derjenige, welchem Ihr bis jetzt angehangen. Ihr würdet wohl thun, Frau Oberhofmeisterin" — fügte der Pater noch drohend hinzu, — „wenn Ihr meine Worte beherzigt; noch ist es Zeit; mit Tagesanbruch nicht mehr. — Und Du" — wandte er sich an Margot, — „Du, auf welche das königliche Paar Wahlthaten gehäuft, wie mochtest Du König Philipp so verrathen, Frauensitte mit Füßen treten und diesem Galan den Zutritt gestatten?"

Hoch erglühte Margot's Gesicht bei diesen verletzenden Worten. Sich keiner Schuld bewußt, zuckte der Jungfrau Auge beleidigend auf den Pater hin; der aber hemmte das Wort auf ihren Lippen: „Ja, zürne nur, Margot! Diesen Zorn kenne ich; er ist erkünstelt, weil ich mit so nackten

Worten das Verbrechen genannt, dessen Du Dich schuldig fühlst."

„Hochwürdiger Herr" — trat der Dauphin hervor, — „denkt Ihr, daß Eure Gegenwart mich der heiligsten Ritterpflicht vergessen mache? Diese wehrlosen Frauen schütze ich gegen Euch, gegen Euch, Herr Pater!"

„Sieh' doch, sieh' doch, wie der ritterliche Dauphin von Auvergne durch eine Hinterthür entschlüpfen will! Doch ich rathe Euch wohlmeinend, dergleichen Gedanken fahren zu lassen und zuvörderst nachzusehen, wie Ihr aus dem Louvre entkommet — O, ich kenne diese ritterlichen Beschützer zarter Frauen. Ueber Alles möchten sie gern die Flügel breiten; ihnen gilt es gleich, sei es eine Christin, sei es eine Ungläubige. Euren Mantel, Herr Dauphin, könnt Ihr bei mir auslösen."

Nicht die Rede des Paters, so verwundend sie auch war, nur ihre Beziehung machte den Dauphin verstummen. Und triumphirend beharrte der Pater in einem Schweigen, welches den Betheiligten noch peinlicher war als alle verletzenden Worte. Nun aber sah der Dauphin auch wohl

ein, wie gefährlich sein Aufenthalt im Louvre war; es war nicht gut möglich, dasselbe unbemerkt zu verlassen. Daß er seine Lage durch ein unterwürfiges Benehmen gegen den Pater nur verschlimmern würde leuchtete ihm ein; er griff daher wieder zum Stolz, zur Kühnheit, und Beides überraschte Wilhelm von Paris.

„Hört mich, Herr Pater" — trat der Dauphin dicht vor ihm hin, — „wenn ich gefehlt habe, so steht Euch der Weg zu meinem Superior offen; auch könnt Ihr Euch an den König wenden, und ich werde nicht ausbleiben, wenn er mich verlangt. Mich gelüstet nicht, mit Euch noch länger der Rede zu pflegen, auch will ich nicht, daß Ihr bei den Frauen hier noch länger weilet, wenn ich sie verlassen. Um nun auch sicher aus dem Louvre hinauszukommen, so werdet Ihr die Güte haben mich hinauszuführen — Ihr selbst, Herr Pater, an Eurem Arm will ich hinausschreiten; doch nehmt Euch wohl in Acht, bei dem ersten Laut, den Ihr zu meinem Nachtheil ausstoßet, fährt Euch dieses scharfe Eisen durch die Brust — Ich sage Euch, das Eisen kennt den Weg! Ihr habt mich wohl verstanden?"

„Was! Was ist das?!" — trat der Pater entsetzt zurück. — „An mich! an den Beichtvater des Königs wollt Ihr Hand legen?! Ein Tempelherr an den Glaubensinquisitor von Frankreich!"

„Und wäret Ihr der Papst selbst, ich würde nicht zagen und nicht wanken — Und nun fort, Herr Pater. Seht Ihr in meiner Rechten den Dolch unter dem Mantel verborgen; an dem linken Arme führt Ihr mich — so, seht Ihr, das geht. Bis wir das Thor verlassen, seid Ihr mein Gefangener."

Zwar sträubte sich der Pater ein wenig; doch was vermochte er gegen den starken Rittersmann, der ihn wie ein Kind mit sich zog und, wie in vertraulicher Unterhaltung mit ihm durch die Gänge schlenderte.

Die Beiden hatten sich schon lange entfernt und noch immer wußte sich Pontrouge nicht zu fassen; sie saß noch immer verloren da, als sänne sie auf irgend einen Ausweg und es wollte sich keiner darbieten. Die sonst nur allzu entschlossene Frau war mit einem Male ganz aus dem Geleis geworfen, sogar der Thränen konnte sie sich nicht erwehren. Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuche—

Da hatte Margot Alles vergessen, was ihr an diesem Abend begegnet war; sie näherte sich der Oberhofmeisterin und suchte sie mit der Gnade der Königin zu trösten. Wie Feuer durchflog das Wort Pontrouge's Seele; schnell hatte sie den Sitz verlassen, sah mit verstörtem Blick lange das Mädchen an und sprach dann mit einem Ausdruck, der unbeschreiblich war: „Kind, das verstehst Du nicht! Die Königin und gnädig gegen Pontrouge! Sie wird triumphiren die Navarrerin, wenn ich den Hof verlassen muß. Nichts bleibt mir übrig als das, und besser ist es ich gehe freiwillig, als daß ich gezwungen gehen müßte. — Das wäre also der ganze Rest von meiner Herrlichkeit! Darum also hätte ich all' dem entsagt, was zu dem Glück eines Weibes geschaffen worden? Doch nein! noch geb' ich mich nicht! Was ist's denn auch weiter, als daß ich meine Keckheit verdoppele. Ich will doch sehen, ob König Philipp nicht Herr ist in dem eigenen Hause! und hörst Du, Margot, hörst Du —? kein Tempelherr ist hier gewesen außer dem König. Verbirg diesen Mantel, diesen Hut. — Nein, das geht nicht; der König wird wissen, daß Mantel und Hut hier gelassen, oder auch nicht. Der Lie-

deswahn, sagt man mir, umnebele das Hirn des Menschen, daß er nicht weiß, was er thut oder gethan hat — Will doch sehen, ob König Philipp hiezu den Beweis liefert — will doch sehen, und wenn es ist — desto besser für uns Alle."

Alle Empfindungen waren an diesem Abend in Margot's Brust rege geworden. Das eine Erlebniß machte sie schaudern, das andere weckte ihr Entzücken; Verachtung und Bewunderung, Ekel und Sehnsucht, wechselten mit einander ab. Was blieb der Jungfrau nun übrig, als sich selbst gestehen, daß sie sich besser fühle, als die Anderen um sie her? Gerade da man ihre Tugend begeifern wollte, sah sie selbst ein, daß sie tugendhaft wäre. Wohin sie blickte fand sie sich umlauert, umlagert, mit Schlingen und Fallen umgeben; keiner Seele durfte sie trauen, denn die Theilnahme war allenthalben verdächtig, eigennützig jedes Liebeswort, welches man ihr spendete. Und was wollte sie denn eigentlich hier? War ihr nicht besser, da sie noch ein armes Bürgermädchen gewesen? Glühete ihre Stirn so wie heut', da sie noch die Spangen von blauem Stahl trug? Mußte sich Margot nicht zurückwünschen in ihren ehe-

maligen unbekannten Stand? Alles, die Erinnerungen sogar, welche sich so mächtig vor ihren Geist drängten, daß er ihnen zu erliegen drohte, führten sie zu einem heldenmüthigen Entschluß.

Sechstes Kapitel.

Des Waffenschmiedes Gewohnheit, vor dem Schlafengehen den Spättrunk zu nehmen, hielt ihn an diesem Abend wie immer etwas länger wach, als Viele Seinesgleichen in Paris. Nur in den Häusern der größern Herrschaften wurde noch spät gespeist; freilich nicht kostbar, doch würzig und es vermählten sich bei diesen Mahlzeiten die verschiedensten, gaumenreizenden Dinge. Mit den anmuthigen, orientalischen Gewürzen paarten sich der Knoblauch und die gewöhnliche Zwiebel, und es gehörte keinesweges zu den Seltenheiten, daß auf der einen Ecke des Tisches Zuckerbrod, mit Rosenwasser besprengt, zu finden war und

auf der andern Ecke ein Mehlbrei, mit Milch genießbar gemacht. Florian war ein großer Herr geworden, ein vielbedeutender Mann, das machten ihm die Kammerdiener des Königs glauben; aus diesem Grunde mußte also Florian ebenfalls einen gutbesetzten Tisch führen, welches ihm um so leichter wurde, da er sich durchaus nicht um die Kosten desselben zu kümmern hatte. Wenn man des Waffenschmiedes Benehmen in allen Beziehungen betrachtet, so wird man sich nicht hoch verwundern, wenn man das sonderbarste Gemisch von Speisen auf seiner Tafel fand, zumal der Sitte jenes rohfinstern Jahrhunderts angepaßt, welches über den Tempelherrenorden so kalt den Stab gebrochen. Wer aber konnte Bürge sein, daß nicht bei Florian die Mahnungen des Gewissens zum Schweigen gebracht werden sollten? Trank er doch bis spät in die Nacht hinein, während er ehemals ein sehr mäßiger Bürgersmann gewesen!

Diese Art und Weise, den Schlaf zu befördern, konnte bei Florian füglich der Spättrunk genannt werden und treu wie immer standen ihm König Philipp's Kammerdiener auch in diesem

Fall zur Seite. Noch niemals aber durften sie den Waffenschmied so oft zum Trinken einladen, als gerade an diesem Abend. Es hatte den Anschein, als wenn Florian heute ein abgesagter Feind des Weines gewesen wäre; und doch, so oft er den Becher an die Lippen brachte, trank er ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Niemals wirkt der Wein schädlicher, als wenn er eine heftige Gemüthsbewegung erdrücken soll; ist es doch gerade, als wenn man Flammen durch Flammen dämpfen wollte! So hier: zu höherer Gluth loderte das erregte Gemüth des Waffenschmiedes auf, äußerte sich auf so besorgliche Weise, daß ihn beide Königsknechte früher als sonst verlassen mußten.

Florian war allein. Ha, diese Einsamkeit war ihm peinlicher, als die Gegenwart der königlichen Bedienten, die er nun durchschauet hatte. Sie, ebenfalls vom Wein erregt, verhehlten ihm nicht mehr, in wiefern er sich um das Heil der Christenheit verdient gemacht habe, da er die erste Veranlassung zur Klage gegen die Tempelherren gewesen. Doch wie sie auch seiner Eitelkeit Opfer zu bringen vermeinten; in Florian's Brust regte sich ein Anderes, als diese niedrigen Seelen zu berechnen im

Stande waren. Der Wein erhebt jede Empfindung bis zu ihrer höchsten Staffel, dann aber folgt die Erschlaffung. Wer die Gefühle durch den Genuß des Weines zu ertödten gedenkt, der ist vom Irrthum befangen; zu dieser Erkenntniß aber kann derjenige nicht kommen, dessen Absicht es ist. Das frohe Herz wird froher durch den Wein; doch das beschwerte noch schwerer, und, in dem Mittelzustand zwischen Aufregung und Schlaffheit wird gegen Alles gesündiget, was den Menschen ziert — man sollte diesen Zustand thierischen Wahnsinn nennen.

Wenngleich Florian nicht in dem Grade dem Weine zugesprochen, daß er in diesen Wahnsinn verfallen wäre, so war seine Seele denn doch zu sehr aufgeregt, als daß er nicht in einen Zustand hätte gerathen müssen, der nur in seinen Beziehungen davon verschieden war. Ein Gedanke nur hatte den Waffenschmied erfüllt, erfüllte ihn stets: der Gedanke, daß er die Ursache zu so großem Unheil wäre, die Tempelherren, das schien jetzt ausgemacht, mußten untergehen; nur das Wie blieb auch dem Waffenschmied ein Geheimniß. Er war nicht so schlecht, daß er in diesem

Verderben zu erndten gedachte; im Gegentheil, da man ihm unwillkürlich die Augen mehr und mehr öffnete, so sah er nur zu deutlich ein, zu welchem vielbedeutenden und schauderhaften Begebniß er die Hand geboten. Florian's Kleid war nicht mehr von lebhafter Farbe; ein schwarzer Ueberwurf, schwarze Beinkleider und eine schwarze Calotte, eben wie sie die Tempelherren trugen, bedeckte sein Haupt, von welchem sich seit Kurzem eine Locke nach der andern lös'te. Blaß und hager war sein Gesicht geworden, dem die tiefliegenden Augen ein abschreckendes Ansehen gaben. Was jedoch Florian am meisten grämte, das war sein haftähnliches Wohnen in diesem Hause; niemand kam zu ihm, außer Nogaret und die beiden Diener des Königs. Die Unterhaltung des Erstern glich gewöhnlich einem peinlichen Verhör, welches dem Waffenschmied um so lästiger wurde, da er nun gern Dinge in Abrede gestellt hätte, deren Bedeutsamkeit ihm erst einleuchtend geworden. Wenngleich Florian nicht gar hohen Geistes war, so hatte er doch aus diesem Grunde auch des Vortheiles, sein Gewissen mit Scheingründen zu beschwichtigen, entbehren müssen, und

mehr und mehr, je näher die nächtlichen Schatten naheten, je tiefer die Mitternacht herabsank, erhob sich das stürmende Gefühl in seiner Brust. Wie gern wäre er vor sich selbst geflohen; doch ihn hielt die königliche Macht in Paris zurück und noch ein Anderes: seine Margot.

Schon so Manches war verlautbart in Paris; unmöglich konnte es Florian verborgen geblieben sein. Was ihn am tiefsten kränkte, war das zweideutige Licht, mit welchem man seine Tochter umhüllte. Der ehrsame Bürgersmann erwachte wieder in dem zum Gecken gekünstelten Florian; er gedachte seiner Vorfahren, deren Andenken in Beziers stets noch lebte; Tugend war ihr größter Reichthum gewesen, und seine Margot —? Sie war die Krone der Jungfrauen dort und hier in Paris —? — Freilich mochte das den Vater wurmen und, im Gefühl seiner Ohnmacht, eine Aenderung herbei zu führen, griff er zum Kruge. Er war sich in diesem Augenblick genug; denn es schwand ja doch Alles vor den umflohrten Blicken. Nur in unzusammenhängenden Sätzen sprach er mit sich selbst, ein Gewirr von erdrückenden Ge-

fühlen zeigte sich dennoch in der regellosen, kaum verständlichen Selbstunterredung:

„Der Wein — ja der Wein — bin doch kein Tempelherr und — trinke viel Wein. -- Feuer möchte ich — Feuer trinken, schlürfen! — Ha, vermählen würde es sich mit dem nassen Elemente — und — ja verzehren würden Beide — mich! — Nein, nicht mich — wo bliebe Margot? — Aber diese Brust — diese alte, sündige Brust — Tod und Hölle! Balthasar! He, Balthasar! Gesell, hörst Du nicht, wenn der Meister ruft? Sie Alle gehen dem eigenen Gelüsten nach; nur ich — ich allein —! — Satanischer Tempelherr, verdammte Beichte! — Ha, Roucy! Roucy! — Was wär' es denn auch weiter gewesen? Mehr als tödten kann Keiner den Verbrecher — und nun —! — An jedem einzelnen Haar meines Schädels wird ein Menschenleben hangen. — Die letzte Stunde! — Wenn sie mir schlagen sollte — und sie wird mir schlagen — Wein her! Wein! Mehr noch — vielleicht tönt sie dann nicht so furchtbar mir in's Ohr! — — — — — — — — —

Die Gespensterstunde sah das Erschrecken des vom Gewissen gepeinigten Mannes, da eine Ge-

stalt, verstört und flüchtig zu ihm eintrat. Lange stierte er sie mit weitaufgerissenen Augen an; der Empfang hatte auch die Gestalt verstummen gemacht. Ein heftiger Kampf entstand aber nun in der Brust, in dem Kopfe des erschrockenen Florian. Keines Wortes mächtig, erhob er sich mit Mühe, verließ schwankenden Schrittes den überfüllten Tisch, der eines Schwelgers würdig war, und bewegte sich auf die Gestalt zu, welche im dunkeln, unheimlichen Gewande ihn bebend erwartete.

„Margot!" — rief er plötzlich, und die Dünste des Weines schienen von ihm gewichen. — „Margot! Meine Margot! Mein herzliebes Kind! — Du hier? In diesem ärmlichen Kleide? In finsterer Mitternacht?"

„Ach, mir ist besser, Vater" — neigte sie das blasse Gesicht an des Vaters Brust — „mir ist besser in diesem ärmlichen Kleide, in dunkeler Mitternacht bei Euch, als im Louvre, bei hellem Kerzenlicht, von Gold und Edelsteinen prangend. — Wie mir wohl ist, wie meine Brust sich ausdehnt; so mag einem Gefangenen zu Muthe sein,

wenn nach langen, durchweinten Jahren die drückende Fessel von seinen Gliedern fällt. — Laßt mich wieder diese Brust als meine Heimath erkennen; ich will ja nicht mehr, als dies bescheidene Loos. — Vater, Ihr könnt nicht erfahren haben, was ich erfuhr. Fühle ich doch die Schaam auf meinen Wangen brennen; doch frohauf jubelt es in mir: Du hast gesiegt; Du hast Dich selbst gerettet!"

„Was sprichst Du da? Eigenmächtig hättest Du das Louvre verlassen?"

„Ihr versteht mich nicht. Daß ich dem Louvre entflohen, das ist nur Kleinigkeit Vater —"

„Noch mehr als das —?"

„Ihr könnt das nicht begreifen, weder Ihr, noch irgend ein Anderer. Aber ich wußte in Gottes weiter Schöpfung nur Euch, wohin ich flüchten konnte, und vor Wem denkt Ihr? — Vor König Philipp! Ich will doch sehen, ob sein Recht sich mit dem Euren messen könne!"

„Ich bebe, Margot. König Philipp sagst Du? Er —?"

„Genug, Vater; ich bringe mich Euch wieder. Lasset mich aber niemals wieder von Euch — denkt der Verantwortung droben. Kinder sind ja geliehenes Gut vom Himmel; wollt Ihr es veruntreuen? Das wollet Ihr nicht; Eure Margot kennt Euch besser, als daß sie dieses glauben könnte!“

„Nein, Kind, das will ich niemals! — Wie ist mir denn? Es wirrt und saust mir so sonderbar durch den alten Kopf, wie noch niemals. Das macht der Wein, der böse, böse Geist des Weines. — Ja ja, Margot, ein Krug Bier auf meinem Eichentische in Beziers, nach tüchtiger Arbeit, bekam mir doch besser. Balthasar und Du mir gegenüber, da war ich froh; jetzt, nun ja doch, jetzt hat man mit dem königlichen Kanzler zu schaffen — der ist ein Mann von der Feder, paßt nicht gut zu einem Waffenschmied. — Es ist auch gerade, als wenn ich lange und schwer geträumt hätte. Gar manches Bild steigt hohnlachend vor mir auf — der Balthasar hatte doch so Unrecht nicht.“

„Wie das, mein Vater?“

„Nun, er ist jetzt in Deutschland, dient einem Grafen, da kann er es schon zu Etwas bringen.— Das Tempelherrenkreuz wird ihm nicht lange mehr im Wege stehen und — den Gedanken hat mir ein Gott eingegeben — ja, es bleibt dabei; in Deutschland ehrt man meine Kunst — die alten Knochen werden noch nicht so morsch geworden sein, daß sie für Dich und mich das Stückchen Brod nicht mehr erwerben könnten. — Margot, wir gehen nach Deutschland!"

Der feste, entschlossene Ton des Waffenschmiedes, mit welchem er die letzte Entscheidung von sich gegeben, stimmte ganz wieder mit seinem ehemaligen Charakter überein und führte sogar auch Margot zu der ehemaligen Herzlichkeit, mit welcher Vater und Tochter stets einander beglückt hatten. Ein unnennbar süßes Gefühl durchwehte des Mädchens Herz, als der Vater von Deutschland sprach; in die Nähe des Geliebten ihrer Seele sollte Margot gelangen. Welche Sprache der Erde giebt von solchem Gefühl wohl Kunde? Während Margot unwillkürlich diesem Gedanken nachhing, hatte sich auch Meister Florian näher mit dieser Absicht bekannt gemacht. Wohl überlegend sprach

er mit sich selbst: „Kenne den Balthasar, eine gute ehrliche Haut; er wird seinen alten Meister nicht von der Thür weisen — Hat manches Gutes und Liebes in meinem Hause genossen; wird's noch nicht vergessen haben. So viel Geld, um mir das nothwendige Handwerkszeug anzuschaffen, kann ich leicht mit mir nehmen, das kostet nicht alle Welt. Margot führt mir die Wirthschaft, und da will ich meine alten Tage im fremden Lande beschließen. Es ist freilich hart, dem heimathlichen Boden auf immer Valet zu sagen, das Vaterland in so späten Jahren noch mit dem Rücken anzusehen — aber es geht nicht anders — Wahrlich! es geht nicht anders. — Setz' Dich zu mir, Margot — so, mein Kind. Wird mir doch wieder so wohl, so leicht, da ich Dir wieder einmal in die Augen schauen kann. Bangt Dir auch nicht vor Deutschland? ein rauhes, kaltes Land, Margot; fremde Sitten, fremde Sprache —"

„Das schreckt mich nicht, mein Vater; das Herz zog mich schon längst dahin."

„Ja, ja! Margot! ich merke wohl: den Balthasar hast Du doch noch nicht ganz vergessen.

Laß' mich nur gewähren, vielleicht sprießt uns ein kleines Glück aus meiner großen Unthat; vielleicht, wenn die Tempelherren nicht mehr vorhanden sind, gelingt es mir, Dich mit Balthasar zu verbinden. Dann, Margot, werde ich ruhig mein Haupt niederlegen können."

„Wie vor sich selbst erschreckend winkte Florian seiner Tochter plötzlich Schweigen, erhob sich, eilte mehrere Schritte von ihr weg, blieb abgewandt und tiefgesenkten Hauptes vor einem Crucifix stehen und schlug mehrmals das Kreuz. Er schien zu beten. D'rauf sah ihn Margot auf die Knie niedersinken und mit der Stirn den Boden berühren. Des Mädchens Angst entkräftete des Vaters Gebot; Margot eilte zu ihm hin und ihn sanft mit der Hand berührend, fragte sie: „Um Gott! Was ist Euch Vater?" Da wendete Florian das Gesicht nach seiner Tochter hin, es war von unsäglicher Angst erfüllt; das Mädchen konnte kaum den Blick des Vaters ertragen.

„Laß' mich hier im Staube liegen!" — stieß er hervor. — „Kennst Du die heulende Selbstverklagung nicht? Wie kann ich Dich fragen, Du

Reine! Dich, die den Gewissenswurm nur vom Hörensagen kennt! Ha! wärest Du doch nicht gekommen, so würde ich auch in dieser Nacht den Teufel überwunden haben, der ungesehen sich einschleicht, um ächt teuflisch die Frucht zu sehen von den Sünden, die er ausgesäet! Das ist mehr als ein Mensch verantworten kann und die ewige Verdammniß wird zur Bettlerin, wenn sie mich Sünder läutern will!"

„Heil'ge Mutter Gottes! was sprecht Ihr da für Worte!"

„Laß' mich; es wird vorübergehen, Margot.— Ha! wie sie mich schlau bei'm Hauch des Mundes erhaschten — Fest gehalten, nicht zu entrinnen! Du listiger Kanzler, Du! mit Deinen glatten Worten und Deinem Geschreibsel! — — — Hilf mir auf, Margot. Was ich auch gesagt habe von Deutschland, es kann sich nicht erfüllen. Angeschmiedet hier an die bösen Früchte der unbedachten Worte, gleiche ich dem Gefangenen, der goldene Ketten trägt — Es ist zu spät, meine Tochter — und ich muß selbst Dich von mir weisen, damit das Verderben Dich nicht erreiche. Geh'

Deinen Weg allein, Margot; erbarme sich der Himmel Dein, Du Verwaiste, und möge er Dir meine Unthat nicht vergelten."

„Ich begreife Euch nicht, Vater, und dennoch machen Eure Worte das Herz mir im Busen sinken."

„Wirst schon begreifen, wirst mit Schrecken erfahren, wie sich das Unheil entladen, wirst schaudern, wenn man Dich um den Namen Deines Vaters fragt! Nicht der selige Trost guter Kinder wird Dir zu Theil werden, denn — für meiner Seele Heil wirst Du nimmer beten dürfen. Und wenn Dein ganzes Leben nur ein Gebet wäre — mir zum Heil dürfte es nicht zum Himmel dringen, denn meine Schuld ist so ungeheuer, daß die Heiligen am Throne des Höchsten darob erröthen müßten —"

„Verklagt Euch doch nicht selbst so gräßlich; wollt Ihr den Himmel herausfordern? Fürchtet ihn, man treibt in Frankreich nur ein allzusehr gewagtes Spiel mit ihm."

„Du hast Recht, meine Tochter, und auf Roucy hat dieses Spiel begonnen. Ein falscher Spieler nur kann die Würfel vorherbestimmen —

ein erbärmlicher Trost zwar; aber ein Trost für mich, daß ich kein falscher Spieler gewesen! — — — Sieh', Margot, wie schwarz die Nacht herunter hängt, als wollte sie mit ihrem dunkelen Mantel dem Auge des Allwissenden das Verbrechen verstecken. — Mir wird bang und immer bänger — ich zitt're, wie von Fieberfrost durchschauert — siehst Du nicht, wie die Nägel mir blau werden? hörst Du nicht meine Zähne klappern? — Ha! Margot! und mir schlottern die Knie — Werden kommen, sag' ich Dir, werden mich rufen zum Gericht, in welchem Menschenleben um das Tausendfache im Preise steigt, und doch nicht mehr wiegt als eine Seifenblase. In dem Gericht soll ich der Kläger sein, ich Unglückseliger! — — — Hörst Du nicht? mir ist, als nahten sie schon — Verbirg mich, Margot, rette Deinen Vater, wie Du kannst!"

„Der Waffenschmied hatte sich so nahe an sie gedrängt, daß sie das Zittern seines ganzen Körpers spüren konnte und nun selbst von seiner Angst angesteckt wurde. Ein Geräusch, welches sich näherte, gab ihr jedoch die Besinnung wieder, und

schnell entschlossen, löschte sie die Lichter aus, daß tiefe Finsterniß die Beiden umgab.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn unmittelbar darauf wurde die Thür aufgestoßen. An dem Lallen des Mundes war leicht ein Betrunkener zu erkennen.

„He! Du!“ — rief er. — „Alter, bist Du schon im Bett? — Keine Antwort, er schläft. Der Alte schläft — wenn ich mich nur nicht hier festhalten müßte, ich wollte ihn schon wieder aufrütteln — Der Schläfer, den besten Spaß verschläft er! Das wird eine Hatz abgeben — ich ärgere mich über mich selbst, daß ich nicht dabei sein kann. Hm! hm! was anfangen? Nirgend noch Licht — wie den Rückweg wieder finden? Wenn ich nur einen Sessel erpacken könnte, da würde ich doch wenigstens schlafen können, — denn warm ist mir, als wäre ich aus einem heißen Ofen gezogen — Halt, ich will einmal meine fünf Sinne wieder zusammensuchen: von der Thür rechts, nicht mehr als drei Schritte weit, da ist gewöhnlich mein Platz — wenn ich nur dahin gelangen könnte, und das ist auch besser, denn der König würde zürnen, daß ich den Alten gerade in dieser Nacht allein

gelassen habe — Nur noch so weit tragt mich, Ihr lumpigen Beine, mehr verlange ich nicht von Euch in dieser Nacht — Muth gefaßt also und vorwärts, wie ein Mann!"

Der heldenmüthige Entschluß des königlichen Dieners kam jedoch nicht ganz zur Ausführung, denn in demselben Augenblick, da er die Thür losgelassen, fiel er zu Boden.

„Da — da lieg' ich schon — Meinetwegen — was geht es mich an — Der König — hetzt heute Nacht — die Tempelherren — ich will indeß — ruhig — schlafen — Das hätte mir auch gefehlt — mich in so verdrüßliche — Händel — einzulassen — ich bin ja — nicht der König — habe auch kein königliches — Gewissen — Das ist groß — größer als ein ungeheures Weinfaß — geht viel hinein — und Pater Wilhelm — versteht es weidlich zu leeren — ein herrlicher Kerl Pater — Wilhelm — ich — aber — ich — will — — schla—fen."

Es dauerte nicht lange und die tiefen Athemzüge des Betrunkenen zeugten, daß die Gefahr der Entdeckung vorüber.

„Still, Margot" — flüsterte Florian. — „Ich weiß jedes Fleckchen im Gemache und will wieder

Licht anzünden, damit weiß ich noch umzugehen aus früherer Zeit."

Der Meister hatte sich nicht zuviel zugetraut und bald beleuchteten die Kerzen wieder die schreckenbleichen Gesichter der Beiden. Die Gelegenheit war zu günstig, als daß sie ungenutzt hätte vorübergehen sollen; Eines verstand des Anderen Wink, und angethan mit dem glänzenden Ueberwurf ihres Vaters, mit seinem prächtigen Barett, zeigte ihm Margot den Weg zur Freiheit. Sie aber trennte sich bald von ihm, Zeit und Ort war unter ihnen bestimmt, wo sie sich finden wollten.

Siebentes Kapitel.

Während man Paris ruhig wähnte, während der erquickende Schlaf den arbeitsamen Bürgersmann in seine Arme genommen, um ihn zur neuen Arbeit zu stärken, durfte sich im Tempel nicht Einer der Nachtruhe überlassen. Das Generalkapitel, welches Jacob von Molay in der Nacht vom 12. bis zum 13. October hielt, war eines der würdigsten. Hundert und vierzig Ritter, unter denen die vorzüglichsten Komthuren sich befanden, bewohnten den Tempel. Sie alle mußten im Kapitel erscheinen, denn schon zu lange trug man sich mit den sonderbarsten Gerüchten. Der Meister wollte dem heimlichen Gedankenaustausch der Brüder mit einem Mal ein Ende machen; es

schien ihm daher Nichts zu diesem Zweck geeigneter, als im Kapitel die Wahrheit, nach seinem besten Wissen, zu offenbaren. Wie aber erstaunten viele Ritter, da sie in dem Großmeister, wenn auch nicht den Lobredner, doch den Vertheidiger des Königs fanden! Am heftigsten ergriff diese Entdeckung den geraden und kühnen Montroyal. Er blieb seiner Bewegung nicht Herr; sondern, nachdem der Meister erwiesen zu haben vermeinte, daß der König zu Unbilligkeiten verführt worden sei, und sie auf königliche Weise wieder ausgleichen würde, trat er vor den Meister hin und sprach fest:

„Herr und Meister! Mir fällt ein, daß ich einst folgendermaßen beschworen worden: „„Wir beschwören Euch bei Gott und Maria, unserer lieben Frauen, bei St. Peter und allen Heiligen Gottes, und im Namen des Kapitels, kraft der Obedienz, bei Verlust der göttlichen Gnade und bei der Rechenschaft, die Ihr am Gerichtstage vor dem Angesichte Gottes und aller seiner Heiligen ablegen sollt, wenn Ihr bei dieser Wahl nicht nach Eurer Pflicht verfahrt: daß Ihr denjenigen Bruder des Tempels erwählt, welchen Ihr für den würdigsten und bequemsten, und für den, der bei allen Brü-

dern, bei dem Orden und dem heiligen Lande der beliebteste ist, und für den unbescholtensten halten werdet"" — Das war damals, als wir dreizehn, zur Wahl berechtigten Männer dem Orden ein neues Oberhaupt geben sollten. Da mich der Wahlkomthur also beschworen hatte, da versetzte ich: Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Amen. — Euch, Herr und Meister, wurde das te deum laudamus angestimmt, Euch trugen wir auf unseren Armen zur Kapelle und haben Euch den Gehorsam niemals verweigert; jetzt aber wäre es Sünde, wenn ich schweigen wollte, und, auf das gestützt, was ich beschworen habe, will ich Eure Meinung ändern und Euch überzeugen, daß Nachgiebigkeit hier am unrechten Orte ist. Der König, sagt Ihr, sei von seinen Dienern zu Unbilligkeiten gegen uns verleitet worden? König Philipp von seinen Dienern verleitet! Ich dächte doch, daß Ihr ihn besser kenntet. Dieser herrschsüchtige König, dieser eigensüchtige, der nicht einmal dem Papste gehorchen will, er sollte sich von seinen Dienern leiten lassen? Am Ende möchtet Ihr mich auch wohl glauben machen, daß seine Diener die Juden vertrieben.

Sie sind zwar den Tempelherren ein Gräuel und deshalb war ihre Vertreibung das löbliche Werk dieses christlichen Königs. Ist aber dieses löblich, genießt er den Ruhm davon, so mag er auch die Schuld von dem Benehmen gegen uns tragen. Viel zu laut spricht man schon von den schlimmsten Absichten, die er gegen uns hegt, als daß wir nicht zu dem Aeußersten greifen sollten. Und was, Herr und Meister, hat Euch denn plötzlich so umgewandelt? Ich vermuthe es wohl; das Hofleben ist kein Kriegerleben; ich selbst fühle es drückend auf mir lasten. Drum rathe ich Euch, die Schiffe wieder zu besteigen, wir Alle mit Euch den Ungläubigen wieder anzufallen, daß nicht Muth und Kraft des Ordens in Paris erschlaffen."

„Ich habe Euch aussprechen lassen, Montroyal, Eure Rede war kühn; doch die gute Meinung entschuldigt sie. Begebt Euch zurück an Euren Platz, und seid versichert, daß ich jedes Eurer Worte genau erwägen werde. Manches was Ihr gesagt, leuchtet auch mir ein; doch die Verhältnisse gestalten sich zuweilen ganz sonderbar. Um das zu würdigen kann ich von dem Krieger Montroyal nicht heischen. Ich hingegen muß den Krieger und den

Staatsmann in mir vereinigen; und wenn ich in Frankreich nicht an der Spitze des Ordensheeres mit dem Schwerte darein schlagen kann, so muß ich doch gegen Absichten ankämpfen, die dem Orden gefährlich werden könnten. Ihr sagtet, der König sei eigensüchtig, — wohl denn. Huldigt man der Leidenschaft eines Menschen, so hat man den Menschen selbst für sich gewonnen; habe ich König Philipp für uns gewonnen, so sind König und Papst auf unsrer Seite und dann Trotz geboten aller weltlichen Ritterschaft! Schon habe ich mir etwas ausgesonnen, was den König uns befreunden wird: er schuldet dem Orden noch eine bedeutende Summe; seine stets leeren Cassen verhindern ihn an der Bezahlung; wer weiß, ob dieses nicht ihn seinen Dienern ein zu williges Ohr leihen läßt. Der Orden ist reich genug, um solch' eine Summe sich desjenigen Königs Freundschaft zu erkaufen, in dessen Reich die meisten Güter des Ordens liegen. Ein Opfer, das seh' ich ein, müssen wir bringen, und Ihr sollt sehen, lieben Brüder und Herren, daß ich mich nicht verrechnet habe."

Der Dauphin aber nahm den Platz ein, welchen Montroyal verlassen:

„Mit nichten, Herr und Meister, werdet Ihr mit dieser Summe den Sturm beschwören, der sich gegen uns erhebt; König Philipp ist zu habsüchtig, als daß er sich mit ihr begnügen sollte. Auch ist es nicht der König allein, der uns ob Glanz und Größe und Reichthum beneidet: hinterlistig handeln die Hospitaliter gegen uns, ja, es hat sich Vieles gegen uns verschworen und wer weiß, wie weit man selbst den neuen Papst mit hinein verwickelt hat!"

„So weit, lieber Bruder Dauphin, dürfen wir noch nicht gehen; die Sache wird sonst so verwickelt, daß nicht herauszufinden ist. Es könnte aber sein, daß man die Privilegien des Ordens zu schmälern gedächte; daß man die Quellen seines Reichthums verstopfen wollte; dafür aber haben wir unsere verbrieften und gesiegelten Beweise für die Rechtmäßigkeit, wir haben sie zum Lohn für die Tapferkeit des Ordens, und darin wird uns gewiß kein Papst antasten."

„Man kann das nicht wissen, hoher Herr" — behauptete der Dauphin, — „ich habe so etwas Eigenes erfahren und ich denke, es paßt wohl in ein Generalkapitel."

„So theilet es mir und den Brüdern mit.“

„Wohlan denn. Als die Kardinäle in Perugia in's Conclave gegangen, da wählten nicht die Kardinäle den Papst; sondern König Philipp. Er beschied den Erzbischof von Bourdeaux nach der Abtei St. Jean d'Angeli und kaum hatte er ihm Hoffnung gemacht, St. Peters Stuhl zu besteigen, so ergriff den ehrgeizigen Erzbischof die Freude so allgewaltig, daß er dem Könige zu Füßen fiel. Aber König Philipp hatte andere Absicht als nur diejenige, den Erzbischof zu erhöhen. Zuvörderst ließ er ihn den unverbrüchlichsten Eid schwören, daß, wenn er Papst geworden, er dem Könige vier Bedingungen erfüllen wollte. Denkt, liebe Brüder und Herren, der Papst leistete den Eid, von welchem niemand entbunden werden kann. Drauf theilte ihm der König die drei ersten Bedingungen mit; die vierte aber verschwieg er ihm, bis er als Oberhaupt der Christenheit dastand. Nun verlangte Philipp, denkt nur, liebe Herren und Brüder! verlangte von ihm die gänzliche Aufhebung des Tempelherrenordens! Nein, nicht Aufhebung, — das Wort ist Beschönigung — König Philipp

verlangte von ihm, daß man den Tempelherren-orden ausrotten sollte!"

Es konnte nicht fehlen, daß in einer so bedeutenden Versammlung, bei einer Versammlung von Männern, die sich größtentheils für unantastbar hielten, die Mittheilung des Dauphins für unglaublich gehalten wurde. Hier schüttelte man ungläubig den Kopf, dort belächelte man den Dauphin; hier raunte man einander zu, daß es der Würde des Kapitels nicht angemessen sei, dergleichen mit anzuhören, dort gab man der Muthmaßung Raum, es sei ein vom Dauphin selbst erfundenes Mährchen. Der Meister nur sah ernst vor sich hinaus in die Versammlung, bis Peyraud seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der trat dem Dauphin gegenüber und fragte kalt und entschlossen:

„Wisset Ihr denn auch, lieber Herr und Bruder, was der heilige Vater darauf erwiedert?"

„Wie sollte ich? Doch was ich mitgetheilt, habe ich von guter Hand."

„Nun denn, wie mögt Ihr denken, daß der Papst seine Einwilligung geben werde, die beste

Stütze des römischen Stuhles auszurotten? wie Ihr es zu nennen beliebt. — Lieben Brüder und Herren, lasset Euch das nicht anfechten; man hat über den Orden schon so manches Unwahre verbreitet, warum nicht auch dieses?"

Peter von Poulogne nahm das Wort.

„In so ernster Sache darf mit wenigen Worten, wie diese, nicht leichtfertig abgehandelt werden. Unser lieber Bruder von Auvergne würde schwerlich im Kapitel dergleichen vorgebracht haben, wenn er nicht Zeugniß für einige Wahrheit derselben hätte. Ob der heilige Vater in das Verlangen des Königs eingeht oder nicht, das gehört noch nicht hierher; uns aber steht es zu, den König ob seiner Absichten gegen uns zu erforschen; klug und vorsichtig müssen wir zu Werke gehen; sei es nun wahr oder nicht: im ersten Falle können wir uns wahren, im andern würden wir den König beleidigen, wenn wir ihm Solches zutrauten oder Solches glaubten. Es giebt eine leichte Hülle, welche feindliche Partheien noch nicht zum völligen Gange des Rechtes oder auch des Unrechtes bestimmt; ist aber erst diese Hülle gefallen, ist die

Schuld mit einem Namen belegt, so hören Billigkeit und Nachsicht auf, und das Recht wohnt leider bei den Stärkeren. Freilich werden Jahrhunderte kommen, in welchen dieses nicht der Fall ist, Jahrhunderte, da die Völker einsehen, daß die Könige ihrethalben von Gott eingesetzt sind, nicht aber die Völker um der Könige willen geschaffen. Das, liebe Brüder und Herren, ist aber jetzt noch nicht der Fall. König Philipp, ein gar mächtiger Herr, sein gutes Vernehmen mit dem Papst dürfte ihm sogar zu dem Gelingen einer Ungerechtigkeit verhelfen. Darum Vorsicht und Klugheit. Ich weiß recht gut, daß man in Paris anders lebt als im Lager vor einer Stadt, welche Ungläubige vertheidigen; es herrscht hier andere Sitte als da, wo Alles Beute ist, was man findet. Hier deutet man uns Vieles, gar Vieles" — er warf einen flüchtigen Blick auf den Dauphin, — „wie man es deutet, lieben Brüder und Herren, wird ein Jeder selbst wissen. Weit entfernt von mir, daß ich Vergehen und Sünden entschuldigen möchte, keinesweges! Aber so Manches, was ungesehen versündiget wurde, konnte eine reuige Beichte sühnen. Das ist nicht der Fall in Paris. Wir

sind Tempelherren, der König ist Herr, und wie gern ein Selbstherrscher alles neben ihm Stehende, das nicht den Rücken krümmen braucht vor ihm, zur Seite schafft, das ist gar zu bekannt, als daß ich's Euch noch erklären sollte. Drum Vorsicht und Klugheit! Ist Einer unter Euch, der seiner Leidenschaft, seinem sündigen Beginnen gern fröhnen möchte, er bezwinge sich, um das Heil des Ganzen willen."

Peter von Boulogne durfte so sprechen, seine Weisheit war anerkannt, und keinen von all' den Rittern berührten seine Worte unangenehmer als gerade Peyraud. Man konnte es an seiner Miene bemerken, deren er in diesem Augenblick nicht Herr geblieben war. Dem Anschein nach wollte er Peter von Boulogne etwas entgegensetzen; das Herannahen eines wachthabenden Bruders verhinderte ihn vermuthlich daran. Der nahete sich ihm eilig, und kaum hatte er ihm einige Worte zugeflüstert, so befahl ihm Peyraud: „Lasset den Wahnsinnigen hinweg bringen! Die Pforten zum Kapitel sind Niemand geöffnet, wer nicht Tempelherr ist. Sei es, was es wolle, bis morgen hat es

Zeit, dann mag er sich bei unserem Herrn und Meister melden."

„Der Mann aber spricht von Gefahr —"

„Pah! Gefahr! Wer weiß, welcher Unsinn ihn hergeführt — hinweg mit ihm!"

„Was ist es, das Euch so aufjagt?" — fragte der Meister. „Wer ist es, der in den Tempel eingedrungen zu so später Stunde?"

„Lasset es auf sich beruhen; es taugt nicht hieher."

„Das bleibt sich gleich" — bestand der Meister auf sein Verlangen; — „ich aber will wissen, muß wissen, was sich im Tempel zuträgt. Man bringe mir den Mann hieher! Großes, wahrlich, muß es sein, was ihn hieher getrieben, und wenn nicht, so können wir uns des untröstlichen Anblicks eines Wahnsinnigen bald entledigen. — Man bringe ihn, sofort und ohne Säumen!"

„Herr und Meister" — wagte Peyraud das Wort, — er schien auf glühenden Kohlen zu stehen.

„Nicht weiter, Peyraud! Es ist mein Wort, und dem will ich gehorsamt wissen!"

Es waren zu aufmerksame Beobachter im Kapitel, als daß es noch einer ferneren Mahnung des Meisters bedurft hätte; der Dauphin selbst schritt der Thür zu, und nach wenigen Augenblicken führte er den Waffenschmied von Beziers herein. Der blendende Lichtstrom, der die Halle erfüllte, mochte Florian einigermaßen überrascht haben, denn weit geöffneten Mundes, starren Blickes, stand er sprachlos vor dem Meister. Er war nun in eine Versammlung geführt, die für Jedermann unzugänglich gehalten wurde; in langen Reihen um ihn her saßen hundert und vierzig Männer in weißen Mänteln mit rothen Kreuzen, vor ihm der Meister, den er schon gesehen. Es war wohl nicht zum Verwundern, daß dies Alles Florians Geistesgegenwart ganz und gar aus den Angeln riß. Beinahe kindischrasch warf er den Kopf von der einen zur anderen Seite hin und seine Gesichtsmuskeln verzogen sich, ohne, daß er es selbst wußte, in alle möglichen Formen.

„Sagte ich es nicht?" — triumphirte Peyraud. — „Wer vergütet uns die verlorene Zeit? Der Wahnsinnige ist vermuthlich seinem Kerker entsprungen —"

„Halt! Halt!“ — fiel ihm der Meister in's Wort. — „Ich kenne den Mann. Schweiget jetzt, lieber Herr und Bruder, ich werde mit dem Manne ein Wort sprechen.“

„Nach Eurem Belieben“ — murmelte Peyraud durch Zähneknirschen.

Der Meister verließ seinen Sitz, erfaßte Florians Hand und fragte zutraulich und freundlich:

„Was ist Dein Begehr, Florian? Was willst Du hier? Und warum kommst Du in so später Stunde zu uns?“

„Warum?“ — zischelte Florian, sich dicht an den Meister drängend. — „Warum ich hieher komme? Ist es möglich, daß Klugheit so genau mit Dummheit gepaart sind? — Seht, mir ist mein guter Engel in dieser Nacht erschienen, meine Margot; nun hat sie mich wieder verlassen, da war ich wieder allein mit mir selbst und mit meinem Gewissen — Aber mein Gewissen ist grausam“ — brach Florian in Thränen aus, — „grausam, denn es war nicht meine Schuld, was Nogareto ausgesponnen. — — Und wie ich nun allein war — mir ist, als wenn meine alten Augen weinten — das ist nur Schwäche,

Ihr Herren — ja, was wollt' ich denn sagen? — Richtig! Mein Gedächtniß bleibt mir doch treu. Als ich nun wieder allein war, da schweiften im Dunkel der Nacht kohlschwarze Raben umher, mit dem unheimlichen Gefieder, welches Jeder verabscheuen muß. Auch schwarze Falken hab' ich bemerkt, mit den gierigen Klauen und krummen haarscharfen Nägeln — Ein Edelfalke führte den Zug an, gekrönt, feurig und bewährt zu eines Jeglichen Verderben! Ich wollte davonschlüpfen, da hörte ich aber, wem die Jagd gelten sollte, und komme warnend zu Euch."

„Warnend?" — fragte der Meister. — „Wie soll ich das verstehen, Florian? Laß' die Bilder hinweg, sprich deutlich; was hier gesagt wird bleibt Jedermann verborgen, außer uns."

„Ich will es glauben, will glauben, daß es verborgen bleibe — Aber sagt mir, wie weit ist's in der Nacht?"

„Die vierte Stunde ist vorüber."

„Und wieviel Körnchen Sand können wohl noch rinnen bis der Tag ist angebrochen?"

„Sonderbare Frage, Florian; wer vermöchte die Körnchen wohl zu zählen?!"

„Sagt das nicht, hoher Herr; manchem Menschen schwinden Jahre hin, ohne daß er sie bemerkt und Mancher zählt Secunden — warum sollte man denn nicht auch in Zeit der Noth die Körnchen einer Uhr zählen können, zählen müssen?" — Und mit furchtbar erhobener Stimme fügte er hinzu: „Hänget an jedes Körnchen Sandes einen Schwertstreich und Ihr seid dennoch verrathen, verkauft, verloren!"

„Florian, Du scheinst aufgeregt" — unterbrach der Meister das Schweigen, welches sich auf die ganze Versammlung herniedergesenkt. Doch der Waffenschmied ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Herr!" — sprach er. — „Mag nun kommen, was da wolle, das gilt mir gleich! Es ist wohl zum Verrücktwerden eingerichtet; aber ich werde doch nicht verrückt — Was kümmert mich der König? was kümmert mich Frankreich? wenn ich meine Margot habe, so ziehe ich in alle Welt, ziehe nach Deutschland, treibe wieder mein Gewerk bis an meines Lebens Ende. Der Balthasar, mein

Gesell, ist mit dem Grafen Hugo hinweggezogen — er wird sich seines alten Meisters noch erinnern. — Doch ich bin so plötzlich weggegangen aus meinem Hause, hab' mein Geld nicht zu mir gesteckt — Ihr Herren könntet mir wohl so viel geben, daß ich eine Schmiede in Deutschland anlegte, dann gehe ich noch in dieser Nacht davon und Florian kann nicht mehr gegen Euch zeugen."

„Mit Deiner Tochter?" — fragte der Dauphin.

„Hei! Das versteht sich doch wohl von selbst; werde sie dem König Philipp nicht lassen. König Philipp weiß seinen Vortheil ausfindig zu machen — Es soll mich nur wundern, wie er mit Euch, Ihr Herren, umspringen wird. — — Bei dem dreieinigen Gott!" — fuhr Florian plötzlich auf — „Der Sand ist beinah' verronnen! Auf! auf! Ihr Ritter und Herren! Der Tag bricht an und mit ihm Euer Verderben! Der König nahet und seine Reisigen! umzingelt ist das Haus — Ihr Alle seid gefangen!"

Ein dumpfes Geräusch, von der Straße herauf dringend, eignete sich nur zu leicht des halb wahnsinnigen Geschwätzes Inhalt einige Wahrheit an-

zupassen. Diesem Geräusch gesellte sich bald ein anderes zu: Harnische dröhnten an einander, die Schafte von Hellebarden klapperten und die lauten Befehle der Hauptleute drangen bis zum Ohr der Versammlung. In demselben Nu stürzten schon die Wächter herein, laut verkündend, daß die königlichen Garden, mit sämmtlichen Rittern untermischt, den Tempel umzingelt hätten; am Thor verlange der Befehlshaber des Königs Eintritt in den Tempel, mit ihm wären zehn Geharnischte.

Es giebt Ereignisse im Leben, welche entweder die Thatkraft erschlaffen oder auch wohl die Willenskraft auf eine ungeheure nicht früher zu berechnende Stufe schleudern. In solchem Augenblick kämpfen Geist und Körper einen ungleichen Kampf. Das bewies sich hier bei Jacob von Molay. Er war zurückgesunken auf seinen Ehrensessel; keiner Bewegung mächtig, rief er mehrmals:

„Zu den Waffen! zu den Waffen! meine Rüstung!“

Doch die Einigkeit fehlte hier im Tempel; der größte Theil der Ritter sah nur zu gut ein, daß gegen die Uebermacht nichts auszurichten war; daß

man sie auf eine unehrenhafte Weise überlistet; und, um größeres Verderben abzuwenden, wurde dem königlichen Hauptmann das Thor geöffnet.

„Im Namen des Königs!“ — sprach er, als er mit seinen zehn Geharnischten die Halle betrat, — „im Namen des Königs! Ihr Herren, Ihr seid meine Gefangenen. Ritterliche Haft darf ich Euch verbürgen. In meine eigene Hand gebe Jeder von Euch sein Schwert ab; die Schwerter sollen treu aufbewahrt werden, hat unser allergnädigster König befohlen, und zur Zeit zurückerstattet werden. Doch säumet nicht, denn kaum wird eine Stunde verstreichen und Seine Majestät nimmt selbst Besitz von dem Tempel.“

„Was? Wir uns're Schwerter? Uns're Schwerter, die in Saracenenblut geheiligt! Uns're Schwerter, die dem Kreuz vorangeflammt! — Wir sollen uns're Schwerter lassen? Nimmermehr! Eh' lassen wir das Leben!“

So rief es und donnerte es wild tosend durch die Halle; gleich der Woge einer zischenden Brandung stürmte jeder Ritter auf den königlichen Hauptmann ein. Im Nu aber hatten die zehn

Geharnischten einen Kreis um ihn geschlossen und streckten den Tempelherren ihre Schwerter entgegen.

„Im Namen des Königs! Zurück!“ — riefen sie einstimmig.

„Gebt Euch, Ihr Herren!“ — tönte des Hauptmanns Stimme herüber. — „Zögert Ihr noch zwei Minuten, so wird der Tempel gestürmt! Den Befehl haben die Garden; dreitausend Mann und wohlbewaffnet!“

Eines Jeden Auge hing an Jacob von Molay. Seine Stirn zog sich zwar in furchtbardräuende Falten; aber mit beiden Händen schien er sie hinwegwischen wollen und sprach zu den harrenden Rittern:

„Gebt Euch, lieben Brüder und Herren“ — indem er selbst zuerst das Schwert vom Gehänge nahm und es dem Hauptmann darreichte.

Achtes Kapitel.

Durch alle Stände, in Paris sowohl als in ganz Frankreich, verbreitete die Nachricht von der Gefangennahme der Tempelherren Erstaunen und Schrecken, denn es gab beinahe nicht ein bedeutendes Geschlecht, welches nicht Verwandte unter den Tempelherren zählte. Die öffentliche Meinung des Volkes lief dahinaus, eine Verschwörung müßte gegen König und Staat im Gange gewesen sein, und dieserhalb hätte man eine so schleunige Maaßregel ergriffen. Ohne Säumen wurden die Ritter in verschiedene Gefängnisse abgeführt, nach der Veste Melun der bei weitem größere Theil. Den gemeinsten Verbrechern gleich, wurden sie mit Ketten belastet, und erhielten, während der König sich aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Gü-

ter bemächtigte, Jeder nicht mehr als zwölf Heller zu ihrem täglichen Unterhalt und selbst von diesem geringen Gelde entzogen ihnen die Kerkermeister noch etwas. Nicht nur beraubte König Philipp sie aller ihrer Güter, sondern auch das Archiv nahm er in Beschlag; es blieb ihnen nichts Schriftliches über den Orden. Königliche Commissär'en wurden in alle Provinzen geschickt, um über die Verwaltung des Raubes zu wachen; jedoch nur zur Sicherheit des Königs, nicht aber des Papstes, mit welchem Philipp überein gekommen war, die Schätze der Tempelherren zur Wiedereroberung des gelobten Landes zu verwenden. Der heilige Vater sah sich daher auf doppelte Weise hintergangen, sah sich an seiner Würde gekränkt, an seiner Ehre, und auch um den geringsten Antheil an der Beute betrogen. Wilhelm von Paris feierte seinen höchsten Triumph, und Wilhelm von Nogaret. Jetzt brauchte Wilhelm von Paris den König Philipp nicht mehr; er war ja Glaubensinquisitor von Frankreich, dessen Geistlichkeit, hohe und niedere, mehr ihm als dem Papst ergeben war. Die Erzbischöfe und Bischöfe standen hauptsächlich, im Betreff des Tempelherrenordens, eine

mißvergnügte Schaar herrschsüchtiger Priester, dem Papste gegenüber. Sie hegten nicht einmal Zweifel, daß jetzt das Vorrecht des Ordens, nur von dem Papste gerichtet zu werden, aufhörte und es ihnen nun zustände, im Namen der Kirche, über Männer zu entscheiden, die der König, wie es schien, verdammt hatte. Niemals in der Weltgeschichte findet sich ein Verfahren, wie es Wilhelm von Paris gegen so edele Herren eröffnete. Seine Gewalt als Glaubensinquisitor mißbrauchend, zog er mit den königlichen Commissarien zuvörderst nach Melun, richtete dort Alles zum Verhör der Ritter ein und nahm einem jeden derselben den Eid ab, daß er die Wahrheit gestehen wollte. Nach diesem Eingange wurde jeder Ritter allein befragt, im Angesichte der ausgesuchtesten Marterwerkzeuge wurde er befragt. Nicht bei den Verbrechen, von denen man sich längst so Vieles erzählt hatte, blieb man stehen, auch noch andere todeswürdige Sünden rechnete man dem Orden zu. Mit einer Grausamkeit, deren nur ein Dominikanermönch fähig ist, verfolgte Wilhelm von Paris sein Verfahren; viele Ritter, welche Muth genug hatten, die Beschuldigungen als unwahr und erlogen anzugeben,

wurden auf die Folter gelegt, und in den schrecklichsten Martern versprach ihnen Wilhelm von Paris, daß ein freiwilliges Geständniß ihnen nicht allein die Freiheit wieder geben würde, sondern des Königs Gnade sollte ihnen nicht fehlen und ein angemessener Jahrgehalt für die Zeit ihres Lebens. Männer, die allen Gefahren Trotz geböten, die nur Wunden und Narben für Ehrenzeichen gehalten, sie konnten nicht alle so feige sein, unter Folterqualen das zu gestehen, was sie verabscheueten. Diese Standhaftesten wurden mit verrenkten Gliedern wieder in ihre Gefängnisse geworfen; andere hingegen, welche theils schon der Anblick der Folter schreckte, theils bei ihnen schon in Anwendung gebracht worden, gestanden was man von ihnen verlangte; wieder andere gab es aber auch, welche sich in die weltliche Gesellschaft zurückwünschten, welche in dem allgemeinen Verderben für sich zu erndten gedachten. Und so lernte Wilhelm von Paris in seinen Verhören mehr, als er geglaubt: er lernte daraus die Uneinigkeit im Orden kennen. Das war genug für ihn, um das Werk, seiner würdig, zu vollenden.

Es war nicht möglich, daß ein so grausames

Verfahren verborgen bleiben konnte; rings umher, wo Wilhelm von Paris zu Gerichte saß, erzitterte die Luft von dem Geschrei der Gemarterten. Auch dieses wurde dem Papste zugetragen und der griff es als einen Vorwand auf, sich für den Betrug, welchen ihm der König gespielt, zu rächen. Zuvörderst schrieb er an König Philipp, stellte ihm die Ungerechtigkeit seines Verfahrens vor, wodurch das päpstliche Ansehen geradezu angegriffen ward; er setzte hinzu, daß er dergleichen Beispiel von den Königen, seinen Vorfahren, nicht empfangen hätte, welche stets die heiligste Ehrfurcht gegen den päpstlichen Stuhl gehegt; eine Ehrfurcht, die ihnen so viel Ehre gebracht; es sei dies nicht der Gehorsam, welchen die christlichen Prinzen dem Nachfolger Petri schuldig wären; der Papst sei darüber betrübt und erstaunt, allein er hoffte, Seine Majestät würde bald in sich gehen, Alles, was gegen die gute Ordnung vorgefallen sei, wieder gut machen und ihm eine völlige Genugthuung geben.

König Philipp beachtete dieses Schreiben des Papstes nicht im geringsten, ja, er spottete sogar über dasselbe, und da Clemenz gar keinen Erfolg sah, so entsandte er von Poitiers zwei Kardinäle

nach Paris, welche den König anhalten sollten, die Gefangenen und ihre Güter auszuliefern. Zugleich mit diesen Legaten ließ der Papst eine für den König schimpfliche Bulle ergehen, des Inhalts:

Zum Nachtheile desjenigen, was christliche Könige dem Stuhle des heiligen Petrus schuldig wären, sei es unerhört, daß sie jemals unternommen hätten, Geistliche zu richten, wie König Philipp gethan und thun wollte, welcher, nicht damit zufrieden, aus eigener Macht alle Tempelritter in Verhaft genommen zu haben, sie noch dazu martern ließe, um ein Geständniß der Thatsachen, die man ihnen zuschriebe, von ihnen zu erzwingen, und sich ihrer sämmtlichen Güter hätte bemächtigen lassen, ohne einige Achtung gegen die Briefe zu haben, die der Papst vorgängig in dieser Absicht ergehen lassen. Es sei keinesweges seine Meinung — fügte der Papst hinzu — diese Ritter dadurch von der Strafe, welche sie verdienten, wenn sie schuldig befunden würden, zu befreien; allein ihm, ihrem Superior und natürlichen Richter, komme es zu, ihnen den Proceß zu machen, und hierzu sei er auch entschlossen.

Wer weiß, ob König Philipp auch diese Bulle

viel geachtet hätte, wenn nicht zugleich mit derselben der Papst die Macht des Glaubensinquisitors suspendirte. Der habe sein Amt gemißbraucht, behauptete der Papst, indem es sich nicht auf Sachen erstreckte, die dem heiligen Stuhle selbst vorbehalten wären. Eben so suspendirte der Papst sämmtliche Bischöfe in ihren Functionen in Ansehung dieses Processes. Philipp, sein Pater, die ganze hohe Geistlichkeit in Frankreich gerieth über das Benehmen des Papstes dermaaßen in Zorn, daß die Kunde von dem Mißverhältniß zwischen dem apostolischen Stuhl und den eigenmächtigen Richtern über den Orden sogar in die Gefängnisse der Tempelherren drang. Ha! ein Lichtstrahl in der Nacht dieser Unglücklichen; ihr Superior verließ sie nicht! Nur er konnte sie retten und jetzt erhob er sich kühn für sie, in Frankreich selbst gegen Frankreichs König und seine Geistlichkeit. Das konnte nicht ohne einen guten Erfolg bleiben. Aber viele von den Rittern auch bereueten nun die ihnen abgedrungenen Geständnisse. Welche Schmach für sie, wenn der Orden siegreich gegen seine Ankläger bestände! Viele von ihnen betheuerten nun die Unschuld des Ordens, widerriefen, was sie aus-

gesagt, und Wilhelm von Paris sah sich um alle Früchte seiner List, seiner Grausamkeit betrogen. König Philipp sollte die Schätze des Ordens dem päpstlichen Legaten überantworten? Thörigter Gedanke! Wie konnte Clemenz der Fünfte einen solchen Gedanken fassen! Eine Vorstellung, kühn, wie ein katholischer Fürst sie wohl nie an den Papst gesandt, floß aus der Feder Wilhelms von Paris:

„Wir von Gottes Gnaden u. s. w.

„Der Kaltsinn, welchen Eure Heiligkeit in einer so hochwichtigen Sache für die Religion bezeiget, ist unbegreiflich. Anstatt Uns, die Wir das Recht haben zu erwarten, zu unterstützen und gegen einen verdorbenen und der abscheulichsten Verbrechen schlechterdings schuldigen Orden zu verfahren, will Sr. Heiligkeit den Lauf der Gerechtigkeit hemmen, und das unter Eurer Autorität von einem Glaubensinquisitor, der von Euch seine Macht hat, angestellte Verfahren vernichten. Dies heißt, die Verbrechen der Verklagten zu billigen, sie ermuntern und reizen, dieselben nicht anzuerkennen. Schon widersprechen Einige ihren, obgleich rechtsförmlich ge-

machten Aussagen. Ew. Heiligkeit hätte die Macht der Prälaten nicht suspendiren sollen, im Gegentheil, ihnen anbefehlen, ihre Pflicht zu thun, um einen so verhaßten Orden auszurotten. Wir können übrigens nicht begreifen, mit welchem Rechte Ew. Heiligkeit diese Suspension vorgenommen; sind doch die Prälaten Theilhaber der Pastoralfunctionen Ew. Heiligkeit und Gehülfen im Kirchenregimente. Die Bulle ist um so weniger regelmäßig, da die Bischöfe, jeder in seinen Kirchensprengel, den Proceß weit leichter, geschwinder und mehrerer Einsicht instruiren können. Es ist also eine offenbare Ungerechtigkeit, ihnen diese Instructionen zu nehmen, um Fremde, ohne Erfahrung, und die keine Bekanntschaft mit den Landeseinwohnern haben, an ihre Stelle zu setzen. Wir werden das nicht dulden, Wir eben so wenig, als die Bischöfe es dulden; Wir werden Uns den Bullen widersetzen, in denen Ew. Heiligkeit die Religion und die Sache Christi verachtet; nicht allein habt Ihr es vor Gott zu verantworten, selbst vor den Menschen kann man Euch deswegen zur Rechenschaft ziehen, weil Ew. Heilig-

keit den Gesetzen Eurer Vorfahren unterworfen seid, und man gegen Euch, besonders in Glaubenssachen, verfahren kann.

Wir halten dafür, Ew. Heiligkeit beabsichtige, den Proceß gegen die Tempelherren in die Länge zu ziehen, sei es, daß Ihr selbst untersuchen wollet oder durch delegirte Richter untersuchen lasset, in jedem Fall begünstiget Ihr die Tempelherren damit und möchtet wohl am Ende bewirken, daß sie ungestraft blieben. Wir sind weder Kläger noch Angeber in dieser großen Sache; Wir entledigen Uns bloß der Pflicht eines christlichen, mit Eifer für die Religion erfüllten Prinzen, eines Prinzen, der ein Diener Gottes und sein Ritter ist, und der ihm strenge Rechenschaft von Allem geben muß, was in seinem Reiche gegen den Glauben, gegen die Sitten und gute Ordnung vorgeht."

Clemenz der Fünfte, ehrgeizig, stolz, wurde von dieser Vorstellung fürchterlich ergriffen; sein Gemüth empörte sich, daß man sich erkühnte, sein Ansehen und seine Würde öffentlich anzugreifen. Die Ehre verband ihn nnd der eigene Vortheil,

Würde und Ansehen zu behaupten; hingegen sah der Papst auch wohl ein, wie schwierig seine Stellung war: mit Philipp, dem mächtigsten König von Europa, mit diesem kühnen und unternehmenden Fürsten wollte er es öffentlich aufnehmen; auch gedachte er, daß ihn der König so erhoben, gedachte der Versprechungen in St. Jean d'Angeli, gedachte des Eides dort. Die letzteren Dinge hätten wohl seiner Ehre, seiner Würde, nicht das Gleichgewicht gehalten, wenn er sich in Rom befunden; hier aber, in des Königs eigenem Reich, in seiner Gewalt, das fiel ihm schwer auf's Herz. Tausend Gefahren würde Clemenz sich bloß gegeben haben, wenn er sich aus Frankreich nach Italien begeben wollte; der König hätte ihn erstens nicht ziehen lassen, und zweitens fürchtete er den Aufruhr und den Tumult der Römer, die gewissermaßen das Joch seiner Vorfahren abgeworfen, zu öftern Malen die Päpste aus ihrer Stadt vertrieben hatten und aus Rom eine Republik machen wollten. Die Furcht zog ein in des Papstes Brust, als er sich des achten Bonifaz erinnerte, der im Streit mit Philipp unterlegen, Thron und Leben eingebüßt hatte. Hatte nicht Philipp noch so treue

Diener, als Nogareto und Colonna? Wer konnte ihn, den Papst, vor einer eben so schimpflichen Behandlung schützen, als sie Bonifaz zu Theil geworden war. Dies Alles wohl erwägend, suchte Clemenz ein Mittel ausfindig zu machen, welches nicht allein den König schonte, sondern durch welches er mindestens den äußeren Schein seines Ansehens rettete. Lediglich und allein, um sich mit Philipp wieder zu befreunden, widerrief Papst Clemenz die Bullen, überging schweigend alles Trotzige und Beleidigende, welches die Vorstellung des Königs enthielt; eine neue Bulle ließ er ausfertigen; in welcher er die Suspension, die er verordnet hatte, wieder aufhob; er erlaubte allen Bischöfen, daß jeder in seinem Kirchensprengel den Prozeß der Tempelherren, selbst bis zum Endurtheile, instruiren könne, nur unter der einzigen Bedingung, daß Selbiges von einem Provinzial-Concilium bestätigt werde, und, um mindestens einen Theil seiner Ehre zu retten, behielt er sich das Erkenntniß in dem Proceß des Großmeisters und der hohen Beamten vor, welche in Frankreich in Verhaft genommen. Damit noch nicht zufrieden, und augenscheinlich von übergroßer Furcht

getrieben, schrieb er an die Kardinallegaten, welche bei dem Könige waren, sie sollten sich in Allem, was die Tempelherren beträfe, in des Königs Willen fügen, ihm darin Genüge thun und, so viel sie könnten, die päpstliche Autorität dabei schonen.

Die unglücklichen Ritter in ihren Kerkern, sie wußten freilich nicht, wie treulos ihr Superior sie auf diese Weise ihren Feinden überantwortet hatte, bis endlich des furchtsamen Papstes Betragen von einer andern Bulle gekrönt wurde: er gebot darin All' und Jedermann, die Tempelherren, wo man sie nur antreffen würde, von welchem Stande sie auch sein möchten, aufzugreifen, in Haft zu bringen und sie den Bischöfen auszuliefern. Noch wurde das Verbot hinzugefügt, keinem Tempelherrn einen Aufenthalt zu geben. Die Gerichte, welche Papst Clemenz verordnete, oder vielmehr die Beisitzer zu den königlichen Gerichten bestanden aus zwei Canonici von der Cathedralkirche, zwei Dominikanern und zwei Barfüßern. Dennoch überließ er den Commissarien die Macht, wenn in dem Processe etwas vorkäme, das sich nicht auf die Ketzerei bezöge, sie doch immerhin unter päpst-

licher Autorität, dem canonischen Rechte gemäß, darüber erkennen sollten.

Was nur feindlich diesem berühmten mächtigen Orden gegenüber gestanden, das war versammelt, um über ihn ein Urtheil zu sprechen, und nur auf diese Weise war es möglich, ihn dem Hohn, der Schande, dem blutigen Rachedurst verabscheuenswürdiger Pfaffenseelen preiszugeben.

Neuntes Kapitel.

Trotz der Vorbereitungen des Königs und ungeachtet der allzu großen Willfährigkeit des Papstes, zog sich der Proceß dennoch gar sehr in die Länge. Ob derjenigen, welche ihre Aussagen widerrufen hatten, wußte man sich auf eine leichte Art zu trösten, denn es ward dahin entschieden, daß man gar nicht auf diesen Widerruf achten sollte, daß er als strafbare Fälschung angesehen und die Aussagen für wahr gehalten würden. Den Gefangenen sollte geboten werden, dabei zu beharren; würden sie aber bei dem Widerruf beharren, so sollte man gegen sie, als gegen rückgefallene Ketzer, verfahren. Da all' diese Befehle von dem Haupt der Christenheit ausgingen, so folgte man in der ganzen Christenheit dem Aufgebot

des Königs von Frankreich, verfuhr allenthalben grausam, hart und ungerecht gegen den Orden; nur nicht in Deutschland. Zwar versammelte sich zu Mainz ein großes Concilium, es ladete die Ritter vor seine Schranken; sie erschienen; doch nicht mit derjenigen Ergebung, wie ihre Ordensbrüder in den anderen Reichen. Ihren Großkomthur, den Grafen Hugo, an der Spitze, traten zwanzig Ritter vor die Versammlung hin. Unter den weißen langen Mänteln klangen die Harnische, mit denen sie angethan waren; ganz gewaffnet, trotzigkühn, erschienen sie vor dem geistlichen Gerichte. Die heiligen Väter erschraken vor den mannhaften deutschen Rittern und Graf Hugo's feuriger Rede Strom trug dazu bei, sie noch mehr einzuschüchtern.

„Ich habe gehört" — war seine kurze, bündige Anrede, — „daß diese Synode gehalten wird, den Orden auszurotten; man wirft ihm gräßliche Verbrechen vor, hört ihn nicht ordentlich und verurtheilt ihn unüberführt. Ich berufe mich daher auf einen künftigen Papst und auf die ganze Kirche; verwahre mich gegen alles Nachtheilige."

Erzbischof Peter, auch ein deutscher Mann,

sprach diese Tempelherren frei; nicht so in Paris, nicht so in allen Reichen der Christenheit. Nach Paris sandte Papst Clemenz der Fünfte noch drei andere Kardinäle, welche der Procedur beiwohnen sollten. Die Verbrechen des Ordens sah man für so ausgemacht an, daß man sogar den Orden schon aufforderte, sich zu vertheidigen. Die Commissarien, welche die Vertheidigung anhören sollten, waren zuvörderst der Erzbischof von Narbonne, die Bischöfe von Bayeux, von Mende und Limoges, dann der Notarius der römischen Kirche Mattheus von Neapel, die Erzdechanten von Trente und Montpellier; sämmtlich vom Papst erwählt. Der Erzbischof von Narbonne, dem Könige treu ergeben, eröffnete die Sitzung im Saale des bischöflichen Palastes in Paris. Zweihundert und dreißig Ritter hatte man aus allen Provinzen hergeschleppt. Monden hatten sich schon an Monde gereiht seit jener plötzlichen Gefangennahme, die Kerkerluft hatte die kräftigen Männer an Leib und Seele geschwächt; Schatten ähnlich, wankten sie, die abgemagerten Leiber, daher. Die Halle im bischöflichen Palaste war mit schwarzen Laken behängt; ein hohes Crucifix, aus Silber geformt, gleich den

Candelabern, um dasselbe her, stand auf dem schwarz behangenen Tische. Hinter dem Tische, streng geschieden von einander, saßen die Commissarien, nach Rang und Würde in gewisser Ordnung. Sie harrten des Großmeisters Jacob von Molay. Der Erzbischof von Narbonne hatte schon längst befohlen, daß man ihn hereinführte; doch erlaubten es des Großmeisters Körperkräfte nicht, diesem Befehle schnell Folge zu leisten. Nur einen dienenden Bruder hatte man ihm gelassen, und zwei Gefangenwärter, auf die er sich stützte, führten ihn herein in die Halle. Mindestens hatte man doch so viel Mitleid mit ihm, oder that es auch, um die Gefangenwärter zu entfernen, daß man ihm einen Sessel anbot. Nachdem er sich niedergelassen, fragte ihn der Erzbischof von Narbonne:

„Jacob Bernhard von Molay, Großmeister des Tempelherrenordens, seid Ihr gekommen, die Vertheidigung für Euren Orden zu übernehmen?"

„Ich kenne Euch wohl, Herr Erzbischof" — versetzte der Meister nach einem ziemlich langen Schweigen. — „Ihr seid der Erzbischof von

Narbonne, vom Papste, von unserem Superior erwählt, die Vertheidiger des Ordens anzuhören. Wohl, ich erkenne Euch dafür an, und auch diese Eminenzen und hochwürdige Herren. Drum vernehmt meine Beschließung. Der Orden ist von der römischen Kirche abhängig und steht unter ihrer Gewalt; die Päpste haben ihn bestätigt und ihm verschiedene Privilegien verliehen; den Päpsten steht das Recht zu, ob er von seiner ersten Einrichtung abgewichen, zu untersuchen, und ein gerichtliches Verfahren gegen den Orden zu verhängen; die Päpste können sogar verordnen, daß einige Ritter die Vertheidigung des Ordens übernehmen sollen — doch mir allein dies aufzutragen, diese Vertheidigung sogleich anzustellen, das ist ein Antrag, Ihr Herren, der mich in das größte Erstaunen setzt. Zu einer Sache von solcher Wichtigkeit wird eine weit längere Zeit erfordert. Kaiser Friedrich liefert ja das Beispiel: die Päpste klagten ihn ob verschiedener Verbrechen an, und es wurden ihm so lange Fristen bewilligt, daß seine Absetzung sich zwei und dreißig Jahre verzögerte. Ueberdies bin ich weder geschickt noch gelehrt genug, mich eines so großen Unternehmens allein zu un-

terfangen. Nicht, daß ich nicht entschlossen wäre, Alles, was ich vermag, für die Vertheidigung eines Ordens zu thun, von dem ich so viel Gutes und so viel Ehre genossen; ich müßte ja der niederträchtigste, der unwürdigste und verächtlichste unter den Menschen sein, wenn ich bei einer solchen Gelegenheit einer so wesentlichen Pflicht kein Genüge thäte!"

Der Erzbischof von Narbonne erwiederte auf alles dies: „Wir fragen Euch nur, ob Ihr die Vertheidigung übernehmen wollt?"

„Kann ich sie denn übernehmen, Herr Erzbischof? Bin ich nicht Gefangener des Papstes und des Königs? Hab' ich Geld zu den nöthigsten Kosten? Erlaubet, daß ich mir einen Consulenten nehme und ich werde den Orden rechtfertigen, die Unwahrheit der Verbrechen, deren man ihn beschuldigt erweisen. Denket ja nicht, daß ich mich auf das Zeugniß der Ritter stütze; nein! wo irgend nur der Orden Güter hat, da sollen Könige und Fürsten für ihn zeugen; unverdächtiger sind sie als alle anderen, denn mit den Komthuren des Ordens standen sie nie im besten Vernehmen."

„Hört, Jacob von Molay" — wandte der Erzbischof ein, — „einigen Aufschub kann ich Euch wohl bewilligen; doch bin ich verbunden, Euch bekannt zu machen, daß man in Glaubenssachen allein und selbst reden muß. Ich kann Euch weder Consulenten noch Advocaten zugestehen. Bedenkt und überlegt daher wohl Alles genau; vornehmlich aber dasjenige, was Ihr im Verhör selbst gegen den Orden ausgesagt."

„Meine Aussage gegen den Beichtvater des Königs ist ganz anderer Natur, als daß sie bei der Vertheidigung des Ordens in Anwendung gebracht werden sollte —"

„Denket das nicht! sie stimmt so ziemlich mit der Aussage der andern Ritter überein — Wir haben sie auch schriftlich, in aller Form, selbst Eure Aussage von Chinon, in Gegenwart der Kardinäle."

„Da bin ich doch begierig, sie zu hören."

„Les't, Herr Notarius."

Mattheus von Neapel erhob sich: „„Ich gestehe, daß bei Aufnahme manchen Ritters in den Orden Simonie getrieben worden sei"" —

„Bleibet Ihr bei der Aussage?“ — fiel der Erzbischof von Narbonne ein.

„Es ist wohl möglich und auch leicht vorauszusetzen, zumal, da der Orden so ausgebreitet ist, daß eines oder das andere von des Ordens Mitgliedern seines Vortheils halber Simonie getrieben. Doch die Regel des Ordens lautet streng dagegen. Ihr Herren kennt die Regel nicht: Wer Simonie begeht wird ausgestoßen, wer aber ein Geschenk annimmt verliert sein Kleid.“

„Das Gesetz“ — bemerkte der Erzbischof — „ist gut und wer es gegeben hat, mag auch gut gewesen sein; doch besser wäre es, wenn es der Orden gehalten hätte.“

„Der Orden stellt sich in mir dar: ich bin der Großmeister desselben und will Euch durch eine geschichtliche Thatsache den Beweis liefern, daß Simonie im Orden streng bestraft wurde.“

„Wenn der Orden dergleichen Vergehen bestrafte, wie könnten wir und die ganze Christenheit dem Orden diese Vergehen anrechnen!“

„Herr Erzbischof, darüber kann ich nicht entscheiden; doch höret mich und dieser Punkt wird entkräftet sein.“

„So sprechet. Man soll nicht sagen können, daß wir von Euch nur Schweigen verlangt hätten, wie so mancher Böswillige verlauten läßt.“

„Es begab sich zur Zeit des Meisters Herrmann von Pierregort, daß einige der ältesten Brüder Gewissensbisse fühlten und mit weisen Männern zu Rathe gingen. Da sich's nun befand, daß sie durch Simonie den Eintritt in den Orden erhalten hatten, bereueten sie solches herzlich und traten vor den Meister, Bruder Herrmann von Pierregort, dem sie es mit vielen Thränen und großer Traurigkeit des Herzens bekannten und all' ihr Thun entdeckten. Der Meister aber war sehr bekümmert darüber, indem sie alte Ritter von gutem Wandel und guter Religion waren, und hielt geheimen Rath mit den ältesten und weisesten des Ordens und denen, so um die Sache wußten. Er befahl ihnen, kraft der Obedienz, mit keinem Menschen davon zu reden, ihm aber redlich und zum Besten des Ordens zu rathen. Sie aber sprachen und urtheilten so: daß die alten Ritter so weise und von so gutem Wandel wären, daß es dem Orden zu großem Nachtheil und zu großer Aergerniß gerathen würde, wenn man sie desselben verlustig

erklärte. Und da sie die Sache nicht weiter treiben wollten, schickten sie einen Bruder nach Rom, welcher dem Papst den ganzen Vorgang berichtete und ihn bat, den Erzbischof von Cäsarea, einem Freund und Vertrauten des Ordens, Vollmacht zur Entscheidung dieser Sache zu geben. Solches that der Papst willig und schickte ihnen die Vollmacht, welche die Brüder an den Erzbischof von Cäsarea durch einige von denen Brüdern, welche im geheimen Rath des Meisters gewesen waren, übersandten. Einer von ihnen ward zum Komthur gemacht und erhielt das Recht, mit dem Rathe der übrigen aufzunehmen. Diese Brüder kamen also gleich mit denen, die der Simonie schuldig waren, nach Cäsarea und übergaben dem Erzbischof die päpstliche Bulle, welche den Befehl enthielt, die Brüder nach der Ordnung zu absolviren, wie man von der Simonie loszuzählen pflegt. Die Brüder aber überließen sich gänzlich seinem Rath. Er sagte ihnen, daß es würde gut gethan sein, wenn sie ihr Kleid ihrem Komthur ließen. Dieser nahm es ihnen ab, und der Erzbischof absolvirte sie; der Komthur aber und die mit ihm versammelten Brüder traten seitswärts in ein Gemach

und hielten Kapitel. Dahin kamen die Brüder, welche das Kleid gelassen hatten und baten um Gottes und unserer lieben Frauen willen, um die Gemeinschaft des Ordens. Der Komthur ließ sie herausgehen, fragte die Brüder um ihre Meinung, welche in die Bitte des Erzbischofs und der Brüder einwilligten und sie ganz von neuem aufnahmen, als wären sie nie vorher Brüder gewesen. Solches aber geschah, weil sie sehr lange im Orden gewesen, weise und alte Brüder von guter Aufführung und Religion waren."*)

„Seid Ihr zu Ende mit Eurer Geschichte?"

„Ja, Herr Erzbischof, und ich denke, sie wird zur Genüge beweisen, daß Simonie im Orden bestraft wird; nicht begünstigt."

„Ihr widerrufet also Eure Aussage vor den drei Kardinälen?"

Jacob von Molay wurde verlegen.

„Es ist also ausgemacht, daß Ihr widerrufen habt?"

---

*) Munter, Buch 8, Tit. 1.

„Ich habe nicht widerrufen, Herr Erzbischof; habe auch hier eingestanden, daß Mitglieder des Ordens Simonie getrieben; nicht aber, daß sie im Orden erlaubt sei, oder bräuchlich.“

„Weiter — weiter!“ — rief der Erzbischof dem Notar zu.

Dieser las, daß die Superioren diejenigen tödten ließen, die sich weigerten, den Gesetzen, welche man ihnen vorschrieb, sich zu unterwerfen.

„Das sollte ich gestanden haben!?“ — rief der Meister mit allen Zeichen eines Zornerregten. — „Wie ist es möglich, daß ich Solches gestanden hätte! Die Regel lautet: wenn ein Bruder einen Christen oder eine Christin tödtet oder tödten läßt, so ist er des Ordens verlustig!“ — Und mit fliegendem Athem erzählte er: „Es geschah in Antiochien, daß ein Bruder, Namens Paris, und zwei andere Brüder in seiner Gesellschaft, christliche Kaufleute umbringen ließen. Die Sache ward von anderen in Erfahrung gebracht, und man fragte sie, weswegen sie Solches gethan. Sie aber antworteten, die „Sünde habe sie dazu verleitet.“ Der Komthur ließ sie um Barmherzigkeit bitten

und ihr Urtheil ward aufgehoben. Die Sache kam vor den Konvent, welcher sie aus den Orden stieß. Sie wurden hierauf durch Antiochien, in Tripolis, Tyrus und Akra gegeißelt, und während der Geißelung rief man: Sehet hier die Strafe, die der Orden an diesen bösen Menschen ausübt! — Nachher wurden sie nach Schloß Pelerin in ein ewiges Gefängniß gebracht, wo sie starben. — Sind es nicht nur Christen, welche wir aufnehmen; wie könnten wir uns an einem Christen so vergreifen, daß er sein Leben ließe! Unterschoben, falsch, lügnerisch, ja, schändlich ist diese Acte über meine Aussage!"

„Davon ist jetzt nicht die Rede. Ich werde Euch beweisen, daß Ihr zu helfen wußtet in solchem Fall, denn Ihr wußtet sehr scharf zu unterscheiden, was Christ und Nichtchrist hieß. Mit der Aufnahme in den Orden war Euer Bruder nicht mehr Christ, sondern ein Ketzer! Habt Ihr doch selbst eingestanden, daß Ihr, nach der Aufnahme, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus verleugnen ließet, sogar alle Heiligen im Paradiese, männlichen und weiblichen Geschlechts, und der

Neuaufgenommene mußte dreimal auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten!“

Da bekreuzte sich Jacob von Molay zweimal und wandte sich von dem Erzbischof hinweg; er mochte ihm die Ehre des Wortes nicht mehr gönnen. Die Kardinäle aber fragte er: „Und, Ihr, Eminenzen, Ihr heißet es gut, daß ein ehrlicher Mann, ein Christ wie ich, — denke mich als Glaubensheld bewiesen zu haben — auf so schändliche Weise der Ketzerei beschuldigt werde?“

„Jacob von Molay“ — versetzte Kardinal Berenger darauf, — „bleibet bei dem, was Ihr ausgesagt; es ist Euer eigener Vortheil, wenn Ihr dabei verharret. Der Glaubensinquisitor würde, wenn er Euch jetzt hörte, Euch, als einen Rückgefallenen in die Ketzerei, zum Feuertodte verdammen.“

„Denkt Ihr, daß mich das Feuer schreckt? das Feuer von Scheiten und Pechkränzen? Hier! seht her! auf meinem linken Arm hat griechisches Feuer gebrannt — bis auf den Knochen hat es durchgebrannt und mich freute der Schmerz, denn es war für den christlichen Glauben! — Warum

ist der Glaubensinquisitor nicht hier? Mund gegen Mund würde er sein schändliches Verfahren sehen müssen! Wir das Kreuz verleugnen!? unsern Herrn und Heiland! für dessen Glorie unser Blut in Strömen geflossen — wir, die Ritter seines Tempels, ihn verleugnen! Es ist unerhört! es ist noch nicht da gewesen, seit dem Worte Gottes: Es werde Licht!"

„Ereifert Euch nicht gar zu sehr" — warf der trockne Kardinallegat Etienne dazwischen.— „Was kann das nützen?"

„Ihr habt ja wohl wieder einen Beweis aus der Regel —?" — fügte der hämische Landulph hinzu.

„Die hab' ich! und mehr als eine! Wär' ich frei und besäße noch Alles, was mir jetzt fehlt — o, nur den hundertsten Theil davon — und wären päpstliche Commissarien Leute, denen man etwas bieten dürfte, so würde ich etwas anderes sagen —"

„Nur keine Ausforderung an uns!" — setzten ihm die Kardinäle entgegen, da er sich vom Sessel erhoben und dem Tisch gar zu nahe getreten — „sie anzunehmen, sind wir die Männer nicht."

„So ist es auch nicht gemeint" — äußerte der Meister mit wegwerfender Miene. — „Aber wollte Gott, daß es solchen Frevlern bei uns erginge, wie bei Saracenen und Tartaren, die den Erfindern der Bosheit die Köpfe abschneiden oder mitten durch sie zertheilen."

„So macht es die Kirche nicht" — war des Kardinallegaten Berengers Antwort; — „sie richtet über Ketzer, die man entdeckt und übergiebt die Halsstarrigen dem weltlichen Arm." *)

Da haftete des Großmeisters Blick auf dem Munde des Sprechers; er wußte anfangs nicht, was er darauf erwidern sollte.

„Ich sehe wohl! ich sehe wohl, wie es kommen wird" – hob er langsam an. — „Man will nicht weichen von dem Worte: Ketzer, damit auch ja die Bischöfe das Urtheil fällen können. Doch Ihr habt Euch verrechnet, Ihr Herren! Ich weiß, daß Seine Heiligkeit sich das Endurtheil über mich und meine vorzüglichsten Komthuren vorbehalten hat! Man bringe uns vor den Papst, denn dort sind die Schranken, vor die wir gehören!"

---

*) Grouvelle in Bezug auf Moldenhawer.

Ehe man dem Großmeister etwas darauf antworten konnte, öffnete sich plötzlich die Thür, und herein trat der Kanzler Wilhelm von Nogaret. Als er den Großmeister erblickte, wurde sein Ausdruck noch merkbarer; sogar ungestüm wandte er sich an den alten Mann:

„Nun, nun! Jacob von Molay! Wie gefällt es Euch jetzt in Paris? Nun werdet Ihr wohl aufgehört haben: „Wir von Gottes Gnaden" zu schreiben? Nun wird die Gleißnerei des verbrecherischen Tempelherrn wohl am Ende sein! Nun wird die tausendköpfige Hyder nicht mehr das Gift der Ketzerei in die Christenheit hineinspritzen!"

„Ihr scheint sehr aufgeregt, Herr Kanzler—"

„Wie sollt' ich nicht? Steht Ihr doch vor mir, Ihr, ein Tempelherr! ein Ketzer! das verbrecherische gekrönte Haupt eines verbrecherischen Ordens! — Der Proceß dauert dem König zu lange" — redete er barsch die Commissarien an. — „Das Verfahren ist zu langweilig — der König will, daß man nicht säume — ich sage Euch das in seinem Namen! Warum die Nachsicht mit Ketzern? diese Brut! Warum läßt man sie sich vertheidigen? Kläger,

Zeugen haben die Verbrechen erwiesen, die eigenen Geständnisse der reumüthigen Ritter — warum denn dieses Zaudern? Treibt den König nicht zu weit, er könnte sein Parlament versammeln und dann dürfte man nicht mehr nach Eurem Urtheilsspruche fragen!"

„Wir sind vom Papste bestellt" — meinte Berenger bescheiden aber fest, — „die Vertheidiger des Ordens anzuhören; das ist uns're Pflicht, uns're Schuldigkeit —"

„Und mich schickt der König, Herr Kardinallegat, daß man nicht Mißbrauch mache von der Erlaubniß, den Orden vertheidigen zu dürfen."

„Ich habe den Vorsitz" — rief der Erzbischof von Narbonne; — „wollt Ihr Etwas, Herr Kanzler, so wendet Euch an mich!"

Der Kanzler und der Erzbischof verstanden sich zu gut mit einander, als daß sich der Erstere diesem Befehle nicht hätte fügen sollen. Drum fragte er unmittelbar darauf:

„Wie weit seid Ihr denn eigentlich gekommen, Herr Erzbischof? Bleibt Jacob von Molay bei seiner Aussage in Chinon?"

„Das nicht — jedoch — —"

„Er widerruft also?!"

„Wie man's nehmen will —"

„So ist er ein Rückgefallener!"

„Herr des Himmels" — seufzte Jacob von Molay, — „wie magst Du's dulden, daß man so mit mir verfahre? Was hab' ich verschuldet, daß ich dem Hohn, dem Elend preisgegeben worden? Daß ich der Rachsucht eines so erbärmlichen Sclaven blosgestellt worden! War ich doch stets Dein rüstiger Kämpfer, Dein Ritter; und man hat mich ausgestoßen aus der Gemeinschaft mit Deiner Kirche! Der Ketzerei beschuldigt man mich, mich, der den Ungläubigen mit Feuer und Schwert verfolgte! Was ich verabscheut habe, ein wahrer Christ, das beschwören Christen über mich herauf, um mich zu verderben! Ist denn Dein Ohr verschlossen? Drang nicht das Geschrei der Gefolterten in Deine Himmel hinauf? Hörtest Du nicht die letzten Seufzer Derer, welche in ihren Kerkern an gebrochenen Gliedern, an gräßlich zerrissenen Leibern gestorben sind?"

„So ist's recht, Jacob von Molay" — war des Kanzlers hämische Bemerkung; — „wenn das

Wasser an die Kehle geht, dann ist unser Herrgott eine gute Aushülfe."

„Auch sind wir hier nicht versammelt" — fiel ihm der Erzbischof bei, — „um Eure Stoßseufzer anzuhören. Es warten noch Mehrere. Habt Ihr der Vertheidigung noch Etwas beizufügen, so faßt Euch kurz."

Aber Jacob von Molay antwortete nicht mehr; mit Verachtung blickte er auf die Commissarien, und Wilhelm von Nogaret gönnte er auch nicht einmal diesen Blick. Ein Wink des Erzbischofs und man führte ihn aus der Halle.

Es währte nicht lange, so traten Peter von Boulogne und Montroyal herein. Der Erstere trug ein Manifest, welches er im Namen der Vertheidiger des Ordens entworfen. Nachdem man ihm die Erlaubniß ertheilt, es vorzulesen, entfaltete Boulogne das Manifest, las mit einem Feuer, dessen nur die Unschuld fähig ist, oder der Vertheidiger der wahren Unschuld. Es enthielt hauptsächlich folgende Punkte: 1) daß man nie ein Beispiel von einer ähnlichen Procedur gesehen habe, die mit so großer Uebereilung in einer Sache von

solcher Wichtigkeit und gegen einen so ehrwürdigen und berühmten Orden angestellt worden sei; 2) daß man bei dieser Procedur keine der von den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten beobachtet habe; 3) daß Haß, Wuth, Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit allein dabei den Vorsitz gehabt hätten; 4) daß man ohne Beweis, ohne Untersuchung, damit angefangen habe, an einem und demselben Tage alle Ritter in Verhaft nehmen zu lassen, daß man sie in dunkle Kerker geschleppt und sie für schuldig erkannt hätte, ehe sie angeklagt und befragt worden wären; 5) daß man sich zu gleicher Zeit aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter bemächtigt und dadurch das Gesetz verletzt hätte, welches verbeut, sie im Besitz zu nehmen, wenn der Beklagte im Gefängnisse ist; 6) daß man den Zeugen, bei den angestellten Verhören, nicht ihre Freiheit gelassen; sondern, um sie zu dem Geständnisse desjenigen zu bringen, was der Wuth ihrer Feinde und der gehegten Absicht, den Orden zu Grunde zu richten und abzuschaffen, zuträglich wäre, den Anfang damit gemacht, sie auf die Folter zu bringen und sie grausam zu quälen und zu martern, so daß viele davon gestorben wären,

deren Blut noch um Rache schreie; andere seien dadurch ungesund und zu Krüppeln geworden; 7) daß es gar nicht zu verwundern sei, daß die Meisten, um so grausamen Martern zu entgehen, Alles, was man gewollt, Alles, was zu bekennen man ihnen vorgeschrieben, bekannt hätten; 8) daß man sie gezwungen, nicht allein ungereimte und lächerliche Lügen gegen den Orden, sondern auch abscheuliche Verbrechen gegen sich selbst auszusagen; 9) daß man solchen, durch Gewalt erpreßten Aussagen keinen Glauben beimessen müsse noch könne, weil dem Aussagenden dann Alles fehlt: die Tugend, welche ihm die Standhaftigkeit einflößen sollte, eher zu sterben, als abscheuliche Verbrechen zu bekennen; die Beurtheilungskraft, die nicht mehr frei ist, so daß sie die Folgen ihres Geständnisses nicht mehr einzusehen vermögen; ja, das Gedächtniß selbst, das in der Verwirrung, in der Furcht und im Schmerz, ihnen nicht erlaubt, sich der Dinge, wie sie geschehen sind, genau zu erinnern; 10) daß man sich außer der Gewalt und Grausamkeit auch noch der Verführung bedient habe, um ihnen diese Bekenntnisse zu entreißen; daß man ihnen zu diesem Ende Schreiben des

Königs vorgezeigt hätte, welche ihnen zu erkennen gegeben, daß sie sich umsonst bemühen würden, einen bereits verdammten Orden zu vertheidigen, und die Versicherung ertheilten, daß, wenn sie Dinge, deren man sie beschuldigte, bekennten, man ihnen Leben, Freiheit und ein ansehnliches Gehalt geben würde, um außer dem Orden mit Ehren und bequem leben zu können.

„Was? Ihr Herren" — schloß Boulogne, — „kann es vernünftigen Leuten wohl in den Sinn kommen, daß so viele Männer von vornehmer Abkunft einen Stand gewählt haben und in einen Orden getreten sein sollten, in welchem man sie plötzlich die Religion verändern ließ, in welchen sie traten, um selig zu werden, und gleichwohl in ihr ewiges Verderben billigten? Was? Keiner von ihnen hat widerstanden? Alle sind beharrt? Sie haben alle abscheuliche Verbrechen begangen; Keiner hat etwas dagegen gesagt, Keiner hat Etwas bereut? Das Geheimniß ist zwei Jahrhunderte hindurch verschwiegen geblieben? Es sind unglaubliche Dinge, die nicht allein falsch, sondern auch lächerlich, ungereimt, abgeschmackt sind, und die Wuth ihrer Feinde, das ungerechte und abscheu-

liche Vorhaben, einen so ehrwürdigen Orden zu Grunde zu richten, unwiderleglich beweisen, und die Falschheit der Aussagen aller Ritter darthun, welche Gewalt und Furcht verführt haben, eingebildete Dinge und ungereimte Umstände auszusagen, um welche man sie nicht fragte, weil sie dadurch ihr Glück zu gründen und sich die Gunst des Fürsten zu erwerben glaubten!"

Wie Feuer strömte es zuletzt von Boulogne's Munde; keiner von den Commissarien wußte Etwas darauf zu antworten. Höher und höher glänzte des Generalprocurators Auge.

„Montroyal" — rief er endlich, — „die Tugend siegt! der Sieg ist unser!"

„Ihr seid vorlaut" — nahm der Kanzler das Wort: — „es wird hier kein Urtheil gefällt über den Orden, man wird hier nur seine Vertheidiger hören. Seine Majestät unser gnädigster König wird ein Parlament in Pontoise versammeln: dort wird sich's ausweisen, wie man gerecht und nachsichtig gegen den Reuigen, rücksichtslos und streng gegen den Verstockten verfahren soll!"

„Sprecht Ihr, lieber Bruder“ — mahnte Boulogne seinen Unglücksgefährten Montroyal. — „Was helfen hier die besten Gründe? Man hat es ja d'rauf abgesehen, uns zu verderben.“

Der kriegerische Montroyal schonte die Commissarien eben so wenig, als er den Kanzler, den König und den Papst schonte. Er wurde endlich so heftig, daß er sich der beleidigendsten Ausdrücke bediente.

„Sünde und Schande ist es“ — rief er, — „daß man sich unterstanden, einem geistlichen Orden so viel schändliche Verbrechen aufzubürden! Daß man die Ritter durch Martern sie einzuräumen gezwungen! Die Wahrheit aber soll sich vor dem Papste finden! Er ist unser einziger, unser natürliche Richter; Keiner von uns wird sich seiner Gerichtsbarkeit entziehen, selbst der Meister kann sich ihrer nicht entheben. Ist der Orden nicht heilig? Consecriren seine Priester nicht den Leib und das Blut Christi nach dem Gebrauch der katholischen Kirche? Wer will das in Abrede stellen? O, welche Pfiffe, welche Dummheit, mit einander gepaart, uns für Ketzer auszuschreien! Wir sollen

unsern Herrn und Heiland verleugnen — und im letzten Kriege gegen die Ungläubigen werden vier und zwanzig Tempelherren gefangen; der Sultan bot ihnen nicht allein Leben und Freiheit, sondern auch die höchsten Ehrenstellen an, wenn sie sich zu Mahomeds Lehre bekennen wollten — sie Alle schlugen es mit Unwillen ab und litten als Märtyrer. Hätten sie bei ihrer Aufnahme Jesum Christum verleugnet, was wäre ihnen alsdann gelegen gewesen, ihn nochmals zu verleugnen? Würden sie wohl thörigt genug gewesen sein, auf eine elende Art umzukommen, wenn sie, dieses Verbrechens bereits schuldig, durch Fortsetzung derselben in der Wollust und den Würden, die man ihnen anbot, hätten leben können? Genug, Ihr Herren, bedenket wohl, daß, wenn Ihr es zum traurigen Ende führt, die Nachwelt anders über uns richten wird, und es könnte kommen, daß sie über Euch — den Stab bräche."

Der Erzbischof von Narbonne suchte zwar zu beweisen, daß der Orden vor der Anklage selbst nicht makellos gewesen sei, indem der Papst in seiner Bulle ausdrücklich gesagt, die Verderbtheit

des Ordens sei ihm zu Ohren gekommen; auch bezog er sich wieder auf die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, sobald es Ketzer beträfe; doch auf den Hauptgegenstand ließ er sich nicht ein. Boulogne und Montroyal wurden wieder weggeführt: die Sitzung war geschlossen.

Zehntes Kapitel.

Die Abgeschiedenheit, in welcher das königliche Ehepaar, seitdem Philipp vom Tempel Besitz genommen, lebte, entzog die Königin und ihre Umgebung seiner Aufmerksamkeit; auch war er viel zu sehr mit hochwichtigen Dingen beschäftigt, als daß er für sein Haus Auge und Ohr gehabt hätte. Der Königin war es einestheils recht lieb, daß der König, ihr Gemahl, sich jetzt beinahe gar nicht um sie bekümmerte, denn in ihrer nächsten Umgebung befand sich ein weiblich Wesen, tief in Trauer gehüllt; es war Margot. Bleich, aber schön, wie eine weiße Rose, war sie anzuschauen, obgleich der Schmerz aus ihren Zügen sprach. Was kommen mußte, kam; die Gewissensbisse

hatten den Waffenschmied, ihren Vater, auf das Siechenbett geworfen, von welchem er sich seit jenem Augenblick, da er im Tempel mit eingeschlossen wurde, nicht wieder erheben sollte. Wie er gestorben, davon erfuhr niemand Etwas; doch ist leicht zu ermessen, welche Vorstellungen sich Margot von seiner Todesstunde machte, da sie sich ihres Vaters, bei dem letzten abentheuerlichen Begegnen, erinnerte. Waren nicht auch die Gerüchte von dem namenlosen Elend der Tempelherren auch zu ihm gedrungen? Was im Louvre die Königin und ihre nächste Umgebung bestürzt machte, mußte das nicht des Waffenschmieds Geist ganz und gar verwirren? Und hätte man ein Herz, aus kaltem Marmor geformt, in der Brust getragen, das Verfahren gegen die Tempelherren hätte es erweichen müssen. Ein Parlament zu Pontoise, dem König Philipp in aller Form beiwohnte; die letzte Bulle des Papstes, in welcher er den Vätern der Concilien erlaubte, über die Ritter ein letztes Endurtheil zu sprechen, und in ihrem Urtheilsspruche nicht den ganzen Orden überhaupt, sondern jeden Tempelherrn insbesondere zu begreifen; die Zeugen durch alle Mittel und Wege zur Aus-

sage zu zwingen — und König Philipp mit seinem Parlament zu Pontoise, König Philipp, der weltliche Arm, der Feuerball, der den Haß der Geistlichkeit noch höher aufflammen machte, als er je gewesen!

Die Königin fühlte jetzt ihre Ohnmacht. Warum kam Philipp jetzt gar nicht mehr in das Louvre? Wäre er nur gerecht gegen die Tempelherren gewesen, so würde er Johannens Vorwürfe nicht geflohen haben. Sie erkannte nur zu gut, daß Philipp sein Unrecht fühlte. Hier war nicht mehr zu helfen, nicht mehr zu retten; in den abscheulichen Kerkern, bewacht von des Königs Helfershelfern, harreten die Ritter ihres Endurtheils. Wer konnte der Königin verargen, daß sie es kaum noch wagte, zum Vortheil der Unglückseligen zu sprechen? sie schwieg und erwartete, in tiefe Trauer versenkt, wie sich die hoffnungslose Sache entscheiden würde. Dennoch aber konnte sie nicht unterlassen, jede Kunde anzuhören, welche in's Louvre drang, und getreulich überbrachte diese stets einer von denjenigen Rittern, welche der Königin Dienste versahen. Er hieß Placian, war im Dienste bei Hofe ergraut und ehemals ein

Freund des Großmeisters Molay gewesen. Auch heute berief Johanna den Ritter Placian zu sich, denn ein dunkeles Gerücht, daß man ein Endurtheil zu Pontoise gefällt habe; durchlief Paris und war auch an sie gekommen. Da stand Johanna dem Ritter gegenüber, sie bebte, ihn zu fragen, denn nur noch größeres Unheil, als sie schon erfahren, fürchtete sie aus seinem Munde.

„Was ist Euch zu Befehl, gnädigste Frau?“— fragte Placian.

„Ich befehle nicht, Herr Ritter; Befehlen ist in dieser Zeit Verlockung zur Sünde, zum Verbrechen und doch — doch! wenn ich befehlen dürfte, willkürlich befehlen dürfte wie mein königlicher Herr und Gemahl — ich glaube nicht, daß ich mich versündigen würde. — Ich wollte Euch Etwas fragen: man sagt mir vor dem Louvre sei gestern ein Volksauflauf gewesen, auch war mir so, als wenn ich das dumpfe Geräusch von vielen Stimmen hörte — ist es wahr, Herr Ritter? Was wollte das Volk vor dem Louvre?“

„Hohe Königin, laßt mich schweigen; wenn ich Euch das beschriebe, so würdet Ihr Euch entsetzen.“

„Glaubt das ja nicht, Ritter; in dieser Zeit ist es sehr nothwendig, daß man ein eisenstarres in der Brust trage, damit es auch nicht breche, und die Gräuel, welche jetzt geschehen, ertragen könne. Freilich wird nagender Gram, Schmerzensgluth, auch das harte Erz durchdringen — doch was thut's! behalten wir doch davon Schlacken in der Brust, und das ist genug für einen Thron von Frankreich."

„Ihr werdet bitter, große Königin —"

„Bitter könnt' ich werden, wenn Ihr mich große Königin scheltet! Ich brachte Philipp ein Königreich zu, besaß sein Herz, theilte seinen Thron; meine flehentliche Bitte aber rührt sein Herz nicht, und dann, statt auf seinem Thron zu sitzen, läßt er mich im Louvre gleich einer Gefangenen bewachen!"

„Nicht doch, hohe Frau —"

„Aber Navarra ist mein!" — loderte die Königin auf, ohne des Ritters Worte zu beachten. — „Meinem Ludwig zwar ist der Thron verliehen; der wird seiner Mutter Bitte nicht von seinem Herzen weisen. Flüchte sich der Tempelherren

Schaar aus allen Reichen der Christenheit in das paradiesische Navarra, stark wird es werden durch sie, und sie werden erstarken unter meinem Schutz!"

„Königin, vergebt, ich darf solche Worte nicht hören."

„Ihr habt Recht, Herr Ritter, ich fühle, daß ich zuweit gegangen bin; es kommt mir zu, Euch nicht in die Verlegenheit zu versetzen, dem Könige Solches hinterbringen zu müssen. Doch darf ich wohl von Euch verlangen, daß Ihr mittheilt, was den Volksauflauf vor dem Louvre veranlaßt. Mir kann das Volk nicht zürnen, deß bin ich gewiß, denn ich war immer seine gnädige Königin."

„Euch Königin? Euch das Volk zürnen —? Euch —? Nein — Königin! Euch zürnt das Volk nicht. Wie könnt' es auch? Das französische Volk, Königin, ist ein gutes Volk und seine Stimme kommt vom Herzen und dringt zum Herzen. Hier in diese Gemächer herein konnte diese Stimme nicht dringen, denn ein Steinklumpen birgt den Kern des Guten, birgt Euch, Königin! - Aber ich hab' es gehört das empörte Volk, und

nur des Einganges während in's Louvre, meiner Ritterpflicht getreu, durfte ich mich nicht entfernen."

„Was war's denn, Herr Ritter? Was empörte denn das Volk so sehr? So sprecht doch! Eure Züge seh' ich ja erbleichen! Und als wenn ein furchtbar Grauen aufgestiegen wäre in Eurer Brust, so zuckt Euer Auge von einem Winkel in den andern!"

„Mag's denn, Königin, länger kann ich's Euch doch nicht verhehlen. Durch alle Provinzen dieses Reiches hat sich das Gerücht verbreitet, daß man darauf ausginge, die Güter der Tempelherren auszuplündern. Räuberisches und diebisches Gesindel strömte nach Paris, unter ihm ein wildverwegener Köhlerhaufen, aus dem Walde bei Roucy. Der erwartete gierig, daß man das Zeichen gäbe zu der allgemeinen Plünderung, trieb sich umher in den Straßen, und nährte sich die Zeit vom diebischen Erwerb. Da kam die Nachricht von dem Endurtheil, welches über die Tempelherren gefällt worden —"

„Es lautet, Ritter —?"

„O, daß ich taub wäre, um es nicht gehört zu haben!“

„Doch nicht blutig?“

„Nein — o, nein! nicht blutig! keinesweges blutig! Aber man unterscheidet scharf auf einem Concilio — die heiligen Väter wissen recht gut die Quelle, in welcher sie sich die Hände waschen. — Nun, es sind ja nur an die Sechszig oder Siebenzig, welche ihre Aussagen widerrufen haben — das ist ja Kinderspiel so wenige Scheiterhaufen anzuzünden!“

„Was sagt Ihr, Ritter?! Ihr macht mich beben und mein Herz schrumpft zusammen, von diesen Worten verzehrt — Man wird doch nicht —?“

„Man wird, fragt Ihr, Königin — freilich! wird man nicht;“ — brach er grimmig hervor — „was man gethan hat, wird man nicht mehr!“

Diese Nachricht erschütterte die Königin so sehr, daß sie sprachlos nach der Lehne eines Sessels greifen mußte. Ritter Placian trocknete eine Thräne vom alten Auge. Mit vieler Mühe ge-

lang es endlich der Königin sich soweit wieder zu fassen, daß sie dem Ritter befehlen konnte, weiter fortzufahren. Der gehorsamte mit Widerstreben:

„Auf dem St. Antonius-Felde, Königin, waren zwanzig Scheiterhaufen angezündet; sie brannten aber nicht lichterloh, denn nur Kohlen glimmten darin; die Haufen waren anzuschauen, wie glühende Betten, und in schwarzen Wolken stieg der erstickende Qualm hinauf zu des Himmels Bläue. Eine unzählbare Menschenmenge versammelte sich schon mit Tagesanbruch; sie wuchs mehr und mehr, Kopf an Kopf stand das Volk von Paris, und harrte eines Schauspiels, wie es noch nicht da gewesen in der Weltgeschichte. Die Sonne stand beinahe im Mittag, da trennten des Königs Wachen das Volk und öffneten eine Gasse, die zu den Scheiterhaufen führte. Selbst die wilden Gesichter der rohen Krieger sprachen Schrecken aus und Angst, da ihre Blicke auf die glühenden Haufen fielen und die verwilderten Henkersgestalten. Aber dem Befehl getreu, kreuzten sie die Schafte der Hellebarden, deren scharfe, emporgestreckte Spitzen und Schneiden einem Jeden drohten, der es wagte in die Gasse zu dringen.

Ein dumpfes Gemurmel durchlief plötzlich das Volk. — Sie kommen! sie kommen! — raunte Einer dem Anderen zu, und siehe da! durch die Gasse daher bewegte sich der Zug der Kardinäle, Bischöfe und sämmtlichen Geistlichen, um den Urtheilsspruch zu vollziehen."

„Entsetzen!"

„Bleibt ruhig, Königin, bleibt ruhig, ich will's Euch weiter erzählen und dann sorget, daß Ihr Thränen habt, damit Euer mildes Herz erleichtert werde. — Den Zug eröffnete der Beichtvater unseres allergnädigsten Königs, Pater Wilhelm, an seiner Seite die beiden Zeugen, welche des Waffenschmieds Anklage bestätigt, der Prior von Montfaucon und Noffo Dei. Hinter der Geistlichkeit erschien eine unabsehbare Reihe von Karren mit schlechten Pferden bespannt; auf jedem derselben saß ein Tempelherr mit Ketten belastet und ein Bettelmönch neben ihm. Vier und funfzig Karren zählte ich, Königin, und die Todtenstille, welche sich auf's Volk herniedergesenkt hatte, drohete mich zu ersticken. Unsers allergnädigsten Königs Leibwache beschloß diesen traurigen Zug; ihr schlossen sich die Krieger an, welche die Gasse gebildet und

zogen einen bewaffneten Kreis um die Scheiterhaufen, um die Henker, um die Ritter, welche man von den Karren gehoben hatte. Der Glaubensinquisitor verfügte sich nun auf seinen erhöheten Sitz, ermahnte sämmtliche Ritter, daß sie die erste Aussage bestätigen möchten und sie sollten nicht des Feuertodes sterben; der König wolle ihnen Leben und Freiheit schenken, nur möchten sie der Kirche den Sieg lassen und nicht in der Ketzerei verharren. Sie aber blickten Einer den Andern an, reichten einander die Hände und verbanden sich so zum gemeinschaftlichen Tode. — Ha! — rief Einer unter ihnen, — ich glaube man nannte ihn Montroyal — oft, Ihr Brüder, war ich Euer Vorkämpfer in der Schlacht, so lasset mich denn heut' Euch den Weg zum Tode zeigen! Fahret wohl — dort sehen wir uns wieder! — Und trotz seiner schweren Fesseln sprang der Ritter zum Scheiterhaufen hinan, ihm folgten zwei — drei — vier seiner Brüder; das Bett war zu klein, zum anderen drängten sie sich hin, drängten sich zum Tode und — priesen Gott, den Herrn! Noch hör' ich sie die Jubelhymnentöne! wie, von der Höllenglut verdorrt, der Eine nach dem Andern

war verstummt; den Preisgesang des Herrn erstickten bald Qualm und Gluth! — — Was ist Euch, Königin? Soll ich um Hülfe rufen? Ihr seid blaß und leichenfarbig ist Euer Antlitz!"

„Still, still — Herr Ritter, das geht vorüber; — eine kleine Anwandlung, nichts weiter."

Johanna seufzte tief auf.

„Auch sie mußten ja überwinden und, durch die Feuertaufe geheiligt, stehen sie nun vor Gott — O, Philipp! Philipp! mögen sie Dich an seinem Throne nicht verklagen!"

„Im letzten Stündlein sei ihm Gott gnädig" — murmelte Placian vor sich hin.

„Was sagt Ihr da, Ritter?"

„O, nichts — Königin, ich wollte — Euch nur — wegen des Auflaufs, wegen des Volksauflaufs vor dem Louvre wollt' ich Euch erzählen."

„Recht so, Herr Ritter, von etwas Anderem — recht — von etwas ganz Anderem."

„Es wird Euch wohlthätig berühren, Königin, Vernehmt. Die Scheiterhaufen waren eingeworfen; doch nicht, wie es sonst wohl zu geschehen

pflegt, gab das Volk seinen Beifall zu erkennen: Mitleid, Erstaunen, Schrecken und Entsetzen sprach sich auf den Tausenden von Gesichtern aus; des Volkes Menge flog vom St. Antonius-Felde, als wenn der Wolf eine Heerde Schafe scheucht. Mit fortgerissen von dem unwiderstehlichen Strom und, als wenn der Himmel selbst das Richteramt verwalten wollte, waren der Prior von Montfaucon und Noffo Dei bis vor das Louvre gedrängt, um sie her ein wilder Köhlerhaufen, mit tollem Geschrei auf sie eindringend: Hei! Ihr wackeren Männer, gebt uns die Schätze der Tempelherren! Alte Bekannte sind wir ja aus dem Walde Roucy! — Ich eilte in's Louvre, ließ einige von den Wachen hinaustreten und das Volk zur Ruhe ermahnen, um wo möglich, den Beiden zur Hülfe zu kommen, da sie unseres allergnädigsten Königs Huld und Gnade theilhaftig geworden. Es gelang mir, das Gesindel, auf einige Schritte wenigstens, von ihnen zu entfernen; sie Beide und ich, wir standen frei, von den Wachen beschützt, inmitten der Menge. — Kennst Du uns nicht mehr? — rief eine barsche Stimme aus derselben. — Kennst Du uns nicht mehr, ehemals unser

Kumpan? — Er hat vergessen — riefen Andere, — daß wir ihn der Bande entledigten, als ihn des Königs Knechte vorbeiführten! — Jetzt trägt er den Kopf hoch — mischten sich wieder Andere hinein, — der damals unter dem Bauch des Pferdes hing! Der Abtrünnige! der Tempelherr! Alles will er für sich allein behalten! und wir sollen leer ausgehen! — Haben wir nicht sonst die Beute mit Dir getheilt? ehrlich getheilt, wie es Spitzbuben zukommt? — Es war ein alter Mann, der, kühner als die Andern, hervorgetreten war. — Ist das Recht, Prior von Montfaucon? Wir sind gen Paris gezogen, um Etwas zu erwerben — Hallo! Du, führe uns! Hast uns ja so oft geführt! Hin, wo die Schätze liegen, welche die Ketzerbrut aufgehäuft! Wer würde solch' ein Narr sein, in solcher Zeit etwas liegen zu lassen? — Was wollt Ihr? — entgegnete der Prior, — ich kenne Euch nicht; habe nichts gemein mit Dieben und mit Räubern. — Königin, glaubt, es war mir Wollust, die Beiden vor dem Alten zittern zu sehen, und ich ließ gewähren. — Was! — schrie der Alte — Du nichts gemein mit uns? Du nichts gemein mit Dieben und mit

Mördern? Hast Du die Gesetze aus dem Walde bei Roucy so bald vergessen?! Da! da! und noch einmal! — Und ehe ich mich dessen versehen konnte, war des Alten Messer dem Prior von Montfaucon dreimal in die Brust gefahren. Da eilte ich hinweg, Königin, ich meinte des Himmels Rachearm habe ihn erreicht. Was aus dem Noffo Dei ist geworden, das weiß ich nicht. Aber diese wildverwegene Bande wird ihn nicht gar sanft gebettet haben."

„Gräßliches und Blutiges begiebt sich in Paris" — sprach die Königin durch Thränen. — „Ach! es kann nicht anders sein, Herr Ritter; ein König gab das Beispiel; wird sein Volk ihm nicht folgen? Schrecklichgetreues Volk! und Philipp Du! — an der Spitze dieses Volkes. — — — Was willst Du, Margot? Ich habe Dich nicht hieher gerufen."

„Hohe Frau, ich hörte Alles" — versetzte sie mit metallloser Stimme; — „weiß nun, welches Schrecken mein Vater herbeigeführt —"

„Ihr seid entlassen, Herr Ritter" — unterbrach sie die Königin; — „erwartet jedoch zu jeder

Minute meine Befehle. — Margot, ich begreife wohl, wie all' diese Schrecken Dich empören müssen. Unglückseligste Tochter eines Sterblichen, Du schontest meiner königlichen Ehre, meine Gnade sei Dir Stab und Stütze fürderhin."

„Hohe Frau, das Gefühl ist erstorben in meiner Brust, wo ehemals das Herz warm und lebendig pochte, da fühle ich es öde werden, kalt und todt. Ganz fühle ich mich umgewandelt, es ist mir, als müßte ich meines Vaters Schatten versöhnen. Ich will mich hineinwerfen in den Strudel des Lebens, daß seine Flammen wieder mein Herz erwärmen! Es wird wieder aufflammen wird emporlodern, aber tödtlich dem, der diesem Herzen sich anvertraut! — Mein Vater war ein gläubiger Christ, ein wackerer Bürgersmann; diese gläubige Seele hat man zur schändlichsten, abscheulichsten That gemißbraucht — so schwöre ich denn in Eure Hand, Königin, daß ich, die Verwaiste, den gemißbrauchten Vater rächen werde, an denen rächen werde, die ein so teufelisches Spiel mit ihm getrieben! In Sünden ist er hingefahren, Sünden von guter Absicht erzeugt! — Auch ich will sündigen, Königin, mit der guten Absicht das Gleich-

gewicht herstellen, auf daß er nicht ewig verdammt bleibe; auf daß ich zu ihm komme — bald, sehr bald — sei es Himmel, sei es Hölle, wenn ich nur bei meinen Lieben bin!“

„Fassung! Fassung, Margot; der Donner hat geschlagen, wer könnte ihn jetzt noch den Wolken zurückgeben? Fieberisch röthet sich Deine Wange, Dein Auge glänzt von verzehrendem Feuer — finde Dich wieder, Mädchen!“

„Nicht wahr, Königin, diese Röthe steht mir gut? Der Glanz des Auges reizt ja die Begierde des Mannes! Ha! ich will ihn an die Brust drücken den Mann! Hier soll er erwarmen, damit ihn des Todes kalte Schauer desto eisiger umfangen. — Rechtet mit wem Ihr wollt, Königin; Margot ist nicht mehr für die Schöpfung da; dem Unglück war ich aufbehalten, bin gereift auf seinem verbrecherischen Boden; so will ich auch des Unglücks schreckliche Frucht tragen. Wo mein Fuß auch fernerhin noch wandeln möge, da verdorre die grüne Flur unter ihm — der Hauch meines Mundes führe Pest und Vernichtung mit sich! Denn an dem Hauch des Mundes hat man meinen Vater festgehalten. Ha! könnte ich der Erde

Gewalten jetzt gegen einander aufhetzen, daß unter dem Rossegestampfe, in wilder Schlacht, meines Vaters Sarg zusammen polterte — dann würde ich rufen: Vater! sieh! das habe ich gethan, ich, Deine Tochter, zur Sühne für Dich!" —

„Placian!" — rief die Königin. — „Ritter von Placian! Bringet die Unglückliche hinweg! Der Wahnsinn soll nicht heimisch werden im Louvre!"

„Wahnsinn, Königin —? Denkt Ihr, daß ich wahnsinnig sei? O, heilige Himmelsmutter, umnachte Du mir den Geist, daß ich, einem Thiere gleich, sehe und höre und dennoch nichts dabei empfinde — Ha! wäre der Wahnsinn bei mir eingekehrt, hätte er in diesem Kopf ein willkommenes Obdach gefunden — mir wäre besser. — Lebt wohl, hohe Frau! Gedenket meiner nicht im Zorn, wenn Euch ein böses Schicksal überkommen sollte — Ich gehe nun meinen Weg allein, bin eine heimathslose Waise, ein schwaches Weib, dahingegeben den Stürmen dieses Lebensdranges — Ich werde unter seiner Last erliegen, werde untergehen, wie ich muß. Aber, Königin," — schloß sie mit erhobener Stimme, — „für ein schwaches Weib

ist es süßes Empfinden, wenn des Mannes Größe und Stärke an den Hauch seines Mundes geknüpft ist!"

„Mir wird Angst, Herr Ritter; bringet Margot hinweg — noch einmal!"

„Wohin, königliche Frau?"

„Bringet sie nach dem Kloster, welches sich Pontrouge zum Aufenthalt gewählt; ich glaube es ist das Kloster St. Antoine."

„Folgt mir, Fräulein."

„Alsogleich, Herr Ritter." — Und Margot kniete vor der Königin nieder, küßte den Saum ihres Kleides, rief: „Vergieb', Du Gute, der Sünderin!" und eilte dem Ritter voran.

Elftes Kapitel.

Der Prevot von Paris hatte den Großmeister und den Dauphin von Auvergne wieder in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Es war Nachmittags 2 Uhr am 11ten Tage des Monats März des Jahres 1312, als man diesen beiden letzten übriggebliebenen Tempelherren die Todesnoth verzwiefachte. Beide waren nicht wieder zu erkennen gegen ehemals; der Kerker hatte das seinige gethan in den langen Jahren. Von dem rechten Arm fiel eine schwere Fessel herab, die der Eisenring am linken Fuße festhielt. Aermlich war das Lager von Stroh mit dünnen Decken belegt; und die Speise, welche sie für

zwölf Heller erhalten konnten, war nicht hinreichend, ihre Körper vor dem Abmagern zu bewahren. Des Großmeisters Aussehen war grauenerregend; verwildert das Haar, der Bart, welche seit so langen Jahren der Scheere und des Messers entbehrt hatten; eingefallen die Augen, deren Glanz erloschen; seinen Zügen aufgeprägt die schreckliche Tünche der Reue, der Reue über Geständnisse, zu welchen ihn Folter und schmeichelnde Verlockung geführt hatten. Und der Dauphin von Auvergne —? Wohin war die Jugendkraft? wohin die Manneschöne? wohin die herrliche Gestalt? Unglückselige, die Kerkerluft jahrelang athmen! Eure Kraft geht versiegen, die Kraft des Geistes und des Körpers. Euch erquickt kein Schlaf, denn mit dem Erwachen schwinden die lieblichen Bilder des Traumes, und im Vergleich mit ihnen, fühlet Ihr Euer Unglück doppelt. Unglücklicher, dem der Diener winkwillige Schaar auf silbernen und goldenen Schüsseln und Gefäßen Speise und Trank dargereicht — ein irdener Napf, ein hölzerner Löffel; das stummverächtliche Gesicht eines Kerkermeisters — Du würdest Dein Unglück nicht so tief empfinden, wenn nicht der Diener

winkwillige Schaar die herrlichen Speisen, die köstlichen Weine, auf silbernen Schüsseln, in goldenen Gefäßen Dir zugetragen. — Hier ein Fürst unter Fürsten, durch Tapferkeit und Klugheit Großmeister des Tempelherrenordens; hier ein Prinz aus königlichem Geblüt, ein Dauphin von Auvergne — und eben zurückgeführt aus dem Vorhofe der Kirche Unserer lieben Frauen — zurückgeführt in den erbärmlichen Kerker und mit Ketten belastet. — Ohne die Beiden weiter vernommen zu haben, hatte man dahin entschieden, sie auf ihre Lebenszeit zwischen vier Mauern zu setzen. Furchtbares Schicksal, gegen welches ein Tod auf dem Scheiterhaufen Wollust ist! Abgeschieden von dem Leben dem Tode entgegen zu weinen, welcher, wer weiß, wie spät erscheint. Der Wankelmuth aber, dessen der Großmeister sich schuldig gemacht, da er das tiefste Geheimniß des Ordens in Ausführung zu bringen gedachte, da er nach einer Krone von Jerusalem gerungen, der Wankelmuth war jetzt geschwunden. Ueberdies hatte man weder ihn noch den Dauphin mit der Folter verschont; auch ihnen hatte man königliche Briefe vorgezeigt, mit Versprechungen aller Art, wenn

sie die Verbrechen bestätigten, die zur Grundlage der Ausrottung des Ordens dienen sollten. Als sie aber das Schicksal der Brüder erfahren hatten, die als verhärtete Ketzer dem Feuertode überantwortet wurden, da schämten sich Jacob von Molay und der Dauphin jeglichen Eingeständnisses, sie bereueten es sehr, zum Nachtheil des Ordens das Mindeste ausgesagt zu haben. Sie fanden sich furchtbar enttäuscht, als der Kardinal von Alban und die verordneten Commissarien das Gerüst im Vorhofe der Kirche Unserer lieben Frauen bestiegen, man sie hinaufführte, und das Urtheil verlas, daß ein ewiger Kerker ihr Loos sein sollte. Der Großmeister selbst unterbrach den Kardinal, trat an den Rand des Gerüstes, schüttelte wild die Ketten und verlangte Gehör vor dem versammelten Volke. Man durfte ihn nicht daran verhindern, denn im Volke war eine, für den König sehr gefährliche Stimmung eingenistet. Fühlt man doch Mitleid mit dem verabscheuenswürdigsten Verbrecher, wenn er dem Henker überantwortet ist; und so viel edele Herren, deren Glanz und Größe sich das Volk erinnerte, so viele gepriesene Männer, die mit bewunderungswürdiger Stand-

haftigkeit sich lieber dem Tode in die Arme warfen; die vor den Augen des Volkes unter Martern lieber den Geist aufgaben, ehe sie Geständnisse bestätigten, welche von ihnen die Folter erpreßt — um wie viel mehr mußte deren bös Geschick der Menge zu Herzen gehen. Niemand im Vorhofe wagte den Großmeister am Sprechen zu verhindern, den Athem selbst bannte man in die Brust zurück, um ihn zu hören. Er sprach für sich und den Dauphin, widerrief Alles was sie Beide ausgesagt, durch die Marter und durch List seien sie dazu gezwungen und verführt worden, König und Papst hätten sie dazu verleitet; Alles, Alles widerriefen sie vor dem versammelten Volke, der Orden sei rein und heilig, sie aber wären bereit, diese einzige Wahrheit in dem großen Lug- und Truggewebe mit dem Tode zu besiegeln. Die Commissarien erschraken ob dieses entschiedenen Widerrufs, der Kardinal bot alle Macht der Ueberredungskunst auf, damit sich die Beiden demüthigten, damit sie doch mindestens dem Feuertode entrinnen möchten, ja, er bot ihnen am Ende sogar die Freiheit an; doch Alles war vergebens, und man erkannte gar gut, daß man die Beiden dem Auge

des Volkes entziehen müßte. So waren sie wieder zurückgekommen in ihren Kerker; hier stärkten sie Einer den Andern mit allem Trost, der dem gläubigen Christen am Rand des Grabes zu Theil werden kann. Sie sahen ein, daß ihr Tod beschleunigt würde, denn so lange zwei so edele Häupter des Ordens am Leben waren, bestand der Orden noch. Das war auch König Philipp's Meinung: er versammelte seinen geheimen Rath zur Stelle; doch kein Geistlicher wurde hinzugezogen und willkürlicher, als jemals, ging man in dieser Sitzung zu Werke. Ohne Zeitverlust, befahl Philipp, solle man die Beiden hinrichten, nicht anders als es bei denjenigen geschehen, welche, als rückgefallene, verhärtete Ketzer, verdammt worden waren. Philipp selbst ertheilte die Befehle zur Errichtung des Scheiterhaufens auf der Insel zwischen den Gärten und dem Augustiner-Kloster; das Volk zu überraschen, wurde Alles mit der größten Eile betrieben.

„Es war 4 Uhr Nachmittags. Kaum zwei Stundenlang ließ man den beiden Herren noch Frist zum Leben. Der Prevot von Paris führte sie nach der Insel. Der Scheiterhaufen war noch

nicht vollendet; des Königs zahlreiche Wachen vermochten nicht dem Andrang des Volkes zu wehren; doch ihre blanken Waffen drohten Jedem, der sich nicht ruhig verhielte. Weder Kardinäle noch Bischöfe waren hier zu sehen, nur königliche Ritter umstanden den Scheiterhaufen. Ein Pfahl ragte hoch über die Scheite hinaus, zwei starke Eisenringe erblickte man, etwa in Manneshöhe, an demselben. Noch waren die Henker beschäftigt, den Raum zwischen den Scheiten, der einem Kessel glich, mit Kohlen anzufüllen; da müheten sich schon andere von ihnen, den Großmeister auf die Höhe des Scheiterhaufens zu bringen. Der König hatte ja die größte Eile anbefohlen. Jacob von Molay's Glieder waren morsch geworden; auch hier war er noch mit Ketten belastet und auch der Dauphin, der ihm nicht von der Seite wich. Dicht an drängte er sich an den Meister, dem die Kraft fehlte, allein die Todesstätte zu besteigen. Jetzt waren sie Beide oben. Man hörte schon das Knistern der anbrennenden Kohlen: da erhob der Großmeister, laut wie ehemals, seine klangreiche Stimme:

„Ihr Ritter und Herren um mich her und

Ihr, Franzosen! im Angesichte des Himmels und der Erde, mit den heiligsten Eiden der Religion erkläre und beschwöre ich, daß wir unschuldig sind an den Verbrechen, deren man uns beschuldiget! daß der heilige Orden, welchem wir anzugehören die Ehre haben, derselben gleichfalls nicht schuldig sei; daß wir aber ein abscheuliches Verbrechen begangen haben, da wir durch unsere Aussagen uns und unseren Orden so abscheulicher Gottlosigkeiten und Gräuel bezüchtigt! Die Martern der Folter haben uns Geständnisse erpreßt, welche wir auf Bitten des Papstes und des Königs nachher bestätigten; ein abscheuliches Verbrechen, welches mein Herz mit den lebhaftesten Schmerzen durchbohrt! Mit Schrecken trete ich nun hin vor meinen Gott und bitte ihn nun demüthigst um Verzeihung — Ha! wenn ich doch dieses abscheuliche Verbrechen nicht begangen hätte! Könnte ich es büßen, Gott versöhnen, ich möchte eine noch grausamere Strafe erleiden! Der Feuertod, dem ich jetzt überantwortet bin — ich habe ihn verdient durch die ehrlose Aussage, die ich gethan — Man beut mir das Leben an, die Freiheit, wenn ich meinen Widerruf zurücknehme — was sollte mir

ein Leben nützen, das ich durch ein zweites Verbrechen erhielte, welches mich noch strafbarer machen würde —? Es würde mir verhaßt sein, unerträglich! —"

In dem Augenblick, da der Großmeister sich an den Dauphin wandte, um von ihm auf immer Abschied zu nehmen, wurden die Beiden von den Henkern ergriffen, mit Uebereile an den Pfahl geschleppt und mit starken Stricken daran festgeschnürt, die Hände gekreuzt vor der Brust und auch die Füße über einander geschlagen, daß sie nicht fähig waren, ein Glied zu rühren. Schon stieg der Qualm von den Kohlen auf, das Knistern derselben zeigte an, daß die Gluth überhand genommen: da rief Jacob von Molay dem Dauphin zu:

„Wir sterben, Freund, wir werden uns mit Gott versöhnen! Stirb freudig, Bruder! wirf von Dir die Trauer, denn jetzt sind wir frei!"

„Ich bin nicht traurig, Meister" — war des Dauphins Antwort; — „Eure Worte sind ja auch die meinigen: der Dauphin von Auvergne wird Keinem nachstehen, wo es auf Standhaftigkeit im Tode ankommt! Mich tröstet die Unschuld des Ordens—"

„Und das Verbrechen, welches wir mit unseren Aussagen begangen," — gab der Großmeister zurück — „geht in diesen Flammen unter!"

„Das „Amen" der versammelten Menge schloß sich unmittelbar an die Worte des Großmeisters. Die Königlichen umher erkannten das Gefährliche ihrer Lage, wenn das Volk noch weiter gerührt würde, und mehrere von ihnen riefen den Henkern zu, daß sie die Scheite anzünden sollten. Mit Blitzesschnelle wurden die Befehle ausgeführt, die Flammen züngelten hie und da; doch jagte sie der brennbare Stoff, mit welchem man den Scheiterhaufen versehen, bald zu einer einzigen Gluth hinan. Ein Feuermeer umwogte die beiden Opfer, nur ihre Köpfe waren noch zu sehen; da drang des Großmeisters Stimme durch die Flammen.

„Clemenz!" — tönte es, wie eherner Posaunenton — „Clemenz! treuloser Papst! ungerechter Richter und Henker! Dich lade ich vor Gottes Richterstuhl — Du wirst vor ihm erscheinen binnen vierzig Tagen! Und Du, ungerechter, mörderischer König — Du binnen Jahresfrist!"

Eines Jeden Herz erbebte, denn einer solchen Stimme war kein Mensch fähig. Prophetisch,

unentrinnbar hielt man des Großmeisters Mahnung in der Sterbestunde; Verwirrung und Schreck lagen auf allen Gesichtern. Eine grauenerregende Stille, nur von dem Prasseln der Flammen unterbrochen, ließ das Sterbelied des Meisters und des Dauphins deutlich vernehmen. Nicht aber bis zu Ende sollten sie es singen; in ein dumpfes Gepolter ging es unter — wo es eben noch hell aufflammte, da wirbelte ein erstickender Qualm von dem eingestürzten Scheiterhaufen. — — —

Zwölftes Kapitel.

Im Tempel zu Paris im Audienzsaale harrete man schon lange des Königs. Von allen Rittern und Hofleuten unterschieden sich neue fremde Gesichter; niemand wußte, woher sie kamen; Wilhelm von Nogaret, der Glaubensinquisitor und ein Greis, im nichtglänzenden Kleide, diese drei allein waren um sie beschäftigt. Ihre Anzüge verkündigten jedoch, daß sie Hospitaliter waren. Die Ungeduld war ihren Gesichtern eingeprägt, denn niemals noch hatten sie in einer Audienz so lange warten müssen. Mit den gleichgültigsten Dingen zwar suchten Nogaret und Wilhelm von Paris sie hinzuhalten; doch vergebene Mühe; die Ritter

kamen immer auf den Hauptgegenstand zurück und sprachen von Besitznahme der Tempelherrengüter.

„Wisset, Herr Kanzler“ — sprach der Eine, — „uns schicket der Meister Fulco von Villaret, die Würdigsten aus dem Orden sendet er dem König Philipp. Mich kennet Ihr, den Generalprocurator Leonard de Thilert, dieser ist Albert l'Allemand de Chateauneuf, Großkomthur, hier der Großprior von Rom, Philipp de Grangana, und jeder von den übrigen Herren bekleidet eine große Ehrenstelle. — Ist der König nicht wohl? so mag er die Audienz aufschieben; aber des langen Wartens sind wir überdrüssig. Es ist ja längst entschieden und diese Gesandtschaft kostet nur dem Orden Geld, nicht dem König; ihm zu Ehren sind wir gesandt, und denken eine Ehre wäre wohl der andern werth.“

„Herr Generalprocurator“ — der Greis führte ihn ein wenig zur Seite, — „nehmet das nicht so genau; der König ist jetzt nicht so, wie er sein sollte.“

„Wie das?“

„Man trägt sich so — mit sonderbaren Dingen und dann — sprecht nicht so laut hier — man muß die Horcher scheuen — Ihr erinnert Euch doch, was ich an den Meister in dem letzten Brief geschrieben; Molay's Hinrichtung und -- daß er Papst und König vor Gott gefordert habe —"

„Recht — recht, ich entsinne mich dessen, der Meister hat mir den Brief gezeigt und ertheilte Euch noch großes Lob —"

„Das gehört nicht hieher, Herr Generalprocurator — daß wir wieder auf den König kommen: der Papst erkrankte nach der Hinrichtung des Molay — ich glaube es war zu Carpentras — die Krankheit mergelte ihn ganz aus; er meinte, die Luft in seiner Vaterstadt würde ihm besser bekommen, er wollte sich in einer Sänfte nach Bordeaux tragen lassen, allein die Bewegung der Sänfte vermehrte sein Uebel, und in einem Städtchen an der Rhone starb er — sonderbar genug — gerade vierzig Tage nach dem Tode des Großmeisters. Nun meint der König —"

„Daß auch er in der bestimmten Zeit sterben würde?!"

„Ihr habt's errathen, Herr Generalprocurator, und darum ist der König so sonderbar gestimmt zuweilen.“

Kopfschüttelnd trat der Generalprocurator wieder zurück zu den Seinigen; da erschien der Hofmarschall und deutete der Versammlung an, der König würde heute nicht Audienz ertheilen.

Während man hier die Köpfe zusammensteckte, sich mißmüthig wieder aus dem Audienzsaale begab, befand sich König Philipp in einer so freudigen Stimmung, als wenn er die Hälfte seines Reiches erobert hätte: denn im Tempel selbst wohnte Margot, die schöne Margot, seit acht Monaten die erklärte Geliebte des Königs Philipp. Was kümmerte Philipp eine Audienz? was kümmerte ihn eine Gesandtschaft desjenigen Ordens, den man im Concilio zu Vienne in den Besitz des größten Theils der Tempelherrengüter gesetzt? Hier war Margot — hier König Philipp am Ziel seiner Wünsche. Heloise von Malhac war vergessen; ihr Bruder und ein Jahrgehalt die Vergütung für verkaufte Frauenehre. Da saß nun König Philipp auf dem goldbefranzten Kissen, in

seinem Arm hielt er Margot, die Tochter des Waffenschmieds von Beziers. Kuß um Kuß wechselten die Beiden, der schöne Philipp und die schöne Margot! — — —

Da trat ein Kammerdiener herein, der vertrauteste des Königs.

„Wie magst Du hier eindringen? Wie kannst Du's wagen, hier einzudringen? Ich lasse Dich hängen, wenn nicht ein Hochwichtiges Dich hieher getrieben!"

„Majestät, der Alte — Eure Majestät kennt ihn ja — der Hospitaliter, der die Ungläubige zum Christenthum —"

„Jetzt nicht — nicht jetzt — versichere ihn meiner Gnade — ich weiß schon, was er will — in der Kirche Unsrer lieben Frauen soll die Ungläubige heute zum Christenthum — ich kann nicht kommen. — — — Er mag zum Kanzler gehen — zu Nogaret — mich dürstet — bring' Wein und Wasser — der Kanzler kann ihn an den Schatzmeister weisen — von allem Sprechen wird Einen die Zunge trocken — bring' Wein und Wasser —

Bleib'! höre — der Schatzmeister soll ihm dreißigtausend Livres tournois auszahlen — er hat's verdient — mich dürstet sehr — bring' Wein und Wasser! — Hüte Dich aber, hier wieder einzutreten! —"

„Eure Majestät, Wein und Wasser —?"

„Nichts — gar nichts, — geh' mir aus den Augen. — — — Ein König, Margot, ein König — ist niemals sich selbst überlassen; — Alles drängt sich zu ihm und es ist gerade, als wenn er sein eigenes Leben nicht selbst leben sollte — mich dürstet — gieb' Wein und Wasser, Margot — die Fiebergluth — wenn ich bei Dir bin, Margot, ich kann sie nicht mehr Liebesgluth nennen — die Fiebergluth verzehrt mich ganz und gar!"

„Hier! Wein und Wasser, mein Philipp."

„Ha! das labt — das labt — und gierig hab' ich getrunken, als wenn der ausgebrannte Kiesel die Regentropfen saugt."

„Nicht wahr, mein Philipp" — Margot stand dicht vor ihm, er konnte sie umfangen, — „von Deiner Margot Hand kredenzt, mundet Dir der Becher?"

„Ja — ja — er mundet mir — doch — wie so — sonderbar — Margot — plötzlich zieht es — wie Nebel — sich vor meine Augen —“

„Gieb' mir den Becher, Philipp; eine Hülle für uns Beide —“

„Trink' nicht, Margot! Der Wein taugt — nicht — ich fühl' es in mir!“

„Margot aber hatte getrunken, trat weit hinweg von dem König, und mit aller Kraft, deren ein Weib fähig ist, rief sie:

„König Philipp! wir Beiden haben den Tod getrunken!“

„Den Tod?!“

„König Philipp“ — sprach sie weiter und wie begeistert drangen die Worte zu ihm hinüber, — „König Philipp! Du hast meinen Vater der Verzweiflung anheim gegeben, daß der Wahnsinn genistet in dem Hirn des gläubigen Bürgers — Glaubst Du, König Philipp, daß Liebe mich zu Dir hingezogen?! Thor! hier am Rand des Grabes sind wir Alle gleich — Gift trägst Du in

Dir, seitdem ich Dich zum ersten Male hab' in meine Arme geschlossen!"

„Gift?!!" — schrie König Philipp.

Da stürzten seine Kammerdiener herein, erschreckt von dem Ausruf, schrien sie durch einander: „Gift! - Der König — Gift!"

„Ja!" — beschied Margot die erbleichten knechtischen Seelen. — „Aber auch ich habe Gift! und werde vollenden."

Zu beschäftigt um den hinsinkenden König, hatte nicht Einer Zeit noch Muth, die Hinausschreitende aufzuhalten.

Mein Leser!

Es verschwindet ja so Manches aus dem Thatenstrom des Lebens; warum sollte nicht auch ein Wildgraf Hugo, Großkomthur des Tempelherrenordens in Deutschland, verschwinden können, da ein so trauriges Geschick einen jeden Uebriggebliebenen berechtiget, sich dem Auge der Welt zu entziehen —? Man sagt, er sei in den Orden der deutschen Ritter getreten. Möglich das; doch, um

die Ehre meines deutschen Vaterlandes, um seine Biederkeit und Redlichkeit, will ich hier des deutschen Großkomthurs selbsteigenen Worte vortragen. Es war im dreizehnhundertundzehnten Jahre als man die Tempelherren vor das Concilium in Mainz geladen; der Wild- und Rheingraf Hugo, von zwanzig Ordensrittern begleitet, wandte sich an den Churfürst, der Erzbischof und Präsident des Concilii war: „Ich vernehme, daß Ew. Churfürstliche Gnaden und diejenigen, aus welchen diese Versammlung besteht, im Begriff sind, die Ritter vom Tempelorden heute zu abscheulichen Strafen zu verurtheilen; Ihr würdet keine größere Ungerechtigkeit begehen können als diese. Man sagt auch, daß man den Orden dieser tapfern Ritter, die mit ihrem Blute den Tempel des Herrn so lange vertheidigt und erhalten haben, und die für das gemeine Wesen und für die christliche Kirche von so großem Nutzen sind, abschaffen wolle; deshalb habe ich mich eingestellt und diese hier, im Namen unserer unterdrückten Brüder, und erklären hiemit, daß Clemenz ein ungerechter und barbarischer Tyrann sei! Daher wir an einen künftigen Papst appelliren.“

Deutscher Mund gegen deutschen Mund! Der Papst selbst sandte eine Commission an das Concilium zu Mainz; — die Ritter waren losgesprochen durch des Papstes Urtheil — Nun reime sich das Einer!

Ende des dritten und letzten Bandes.

Cousin's Reise nach Holland. 1838.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, Hollands und Dänemarks zu haben:

Cousin, V. (Staatsrath.)

Reise nach Holland,

besonders in Beziehung auf den

öffentlichen Unterricht.

Aus dem Französischen
von

Dr. J. C. Kröger.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. broch. 3 Rthlr.

Es ist ein freudiges Gefühl, bei der großen Masse werthloser literarischer Erscheinungen auch hin und wieder ein Werk hervorgehen zu sehen, das in jeder Beziehung classisch genannt werden kann. Cousin hat durch seine Berichte über das Schulwesen in Deutschland bekundet, wie er mit außerordentlichem Glück und umfassendem Geiste eine Bahn betreten hat, die ihm vorzugsweise angewiesen zu sein

scheint. Diese jetzt erschienene Reise nach Holland übertrifft womöglich noch an klarer Darstellung, an überraschenden Reflectionen und Mittheilungen die Berichte über Preußen.

Nicht allein Staats- und Schulmänner, sondern jeder gebildete Leser wird mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Reise verfolgen und mit Bewunderung über die geistreiche Auffassung und talentvolle Darstellung für den Verfasser erfüllt werden. Die Uebersetzung ist von Herrn Dr. Kröger, einem durch ganz Deutschland hochgeachteten Pädagogen. Die typographische Ausstattung ganz vorzüglich.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lebensbeschreibung
eines
alten Seemannes,
von ihm selbst geschrieben.

gr. 8. Geh. 2 Rthlr.

Wer das Leben des alten Nettelbecks gelesen, und Interesse daran gefunden, wird auch diese Lebensbeschreibung nicht unbefriedigt aus der Hand legen; sie ist ganz der Wahrheit getreu, und ursprünglich nur für die Familie des alten Seemannes geschrieben.

Gesammelte Gedichte
und
Vorträge in gebundener und ungebundener Rede
von
Gottlieb Ernst Klausen,
Professor und Rector des königl. Christianeums in Altona, Ritter 2c.

2 Theile. gr. 8. Geh. $4\frac{1}{3}$ Rthlr.

Wege zum Glauben,

oder:

Die Liebe aus der Kindheit.

Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle

von

Pastor J. L. Biernatzki.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Rthlr.

Wir verweisen auf die in der neuesten Zeit in fast allen kritischen Blättern über dieses Buch erschienenen Recensionen, die alle einstimmig dahin urtheilen, daß der Herr Verfasser mit Geist und Gewandheit eine neue Bahn betreten, und zuerst in Deutschland mit Glück die Aufgabe gelöst hat, theologischen Abhandlungen eine angenehme Form zu geben, so daß dies Werkchen den Theologen, wie auch den gewöhnlichen Romanleser ansprechen wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Bernhard Tauchnitz jun.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wangenheim, Franz Theodor,

Jacob von Molay der letzte Templer historischer Roman

Bd.: 3

Altona 1838

P.o.germ. 1555 kic-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122729-3